

Paed. Th.

6046.

Paed. Th. Voigt
6046

W. J. B. 1874

W. J. B. 1874

W. J. B. 1874



W. J. B. 1874

W. J. B. 1874

^c
Aus der **S**chule.

P ä d a g o g i s c h e S k i z z e n

von

Th. Voigt,

K. Regierungs- und Schulrat.



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1884.



Inhalt.

I. Erziehung und Unterricht.

	Seite
1. Ein Wort über Vielschreiberei, zugleich als Vorwort	3
2. Ein Friedensgruß	5
3. Zweierlei Meinung	7
4. Parteihader und Schulkampf	9
5. Erziehung in Haus und Schule	11
6. Klagende Eltern	14
7. Gehorsam	17
8. Gewöhnung	20
9. Gebet der Kinder	23
10. Zuviel Erziehung	24
11. Geprügelt und geschmeichelt	26
12. Die Schule muß helfen	30
13. Kenntnissreich oder sittlich gut?	33
14. Der Lehrerstand ein Priesterstand	35
15. Bildung macht frei	37
16. Unterrichte interessant!	41
17. Unterrichte anschaulich!	45
18. Gute Leistungen	49
19. Allerlei Geister	52
20. Hausbesuche des Lehrers	56
21. Schulen wohl einrichten	60
22. Bürger- und Armenschulen	62
23. Kleine Mittel	64
24. Lehrmittel	66
25. Nationale Erziehung und patriotische Schulfeste . .	70
26. Bonnenwesen	76
27. Französische Schulen	78
28. Volkslitteratur	80
29. Gesundheitspflege in den Schulen	84
30. Fortsetzung	87
31. Die Fabrikschule	91

II. Stand und Beruf.

	Seite
1. Urteile über Lehrer	99
2. Der junge Herr Lehrer	101
3. Anspruchslosigkeit	105
4. Gute Laune	108
5. Ärgere dich nicht	112
6. Prügelstrafen	114
7. Gegen den Strom!	116
8. Vor- und Nachbereitung	118
9. Fortbildung	121
10. Vorbilder und Ideale	124
11. Lernen und Umlernen	127
12. Eigne Kindersorgen	129
13. Arbeit und Lohn	133
14. Unterstützungen	137
15. Das Alter	139
16. Gezweigte Schulmeister	144
17. Citierwut	146
18. Pedanterie	148
19. Schlechte Zeichen	151
20. Standesehre und Eitelkeit	153
21. Das Laienelement	157
22. Fortsetzung	161
23. Frommer Wunsch	163

III. Einzelne Lehrfächer.

1. Der Religionsunterricht	167
2. Rechtschreiben	178
3. Sprechenlernen	183
4. Die Fibel	185
5. Zur Lesebuchfrage	188
6. Das Rechnen	190
7. Die Realien	197
8. Der Geschichtsunterricht	201
9. Das Zeichnen	205
10. Die Handarbeiten	209

I.

Erziehung und Unterricht.

1.

Ein Wort über Vielschreiberei, zugleich als Vorwort. — Ein neuerer Pädagoge, dem wir mehr als ein gutes Buch verdanken, ärgerte sich über die in der pädagogischen Welt grassierende Schreibwut. Da sprach und schrieb er das große Wort und ließ es auch drucken: „Es wäre zu wünschen, daß in Sachen der Erziehung und des Unterrichts mehr gethan, dagegen weniger geschrieben und gedruckt würde.“ Ich stimme dem zu, und möchte hier förmlich und feierlich den Satz auch in seinem zweiten Teile unterschreiben, ihn auch an die Spitze dieses sehr bescheidenen Büchleins stellen, wenn er dann nicht doch geschrieben und gedruckt werden müßte, also zu einem Zeugnis und abscheulichen Exempel gegen mich selbst würde. Und doch hat der Mann recht: die Schreibseligkeit der Schulmeister ist ein Laster und manchem, der von dem Geschriebenen viel lesen muß, eine Plage! Das ist ja das Leiden, daß so mancher beim Lesen entweder kritisch den Kopf schüttelt oder zustimmt, in beiden Fällen aber gern nach der Feder greift und dann sein Produkt, das doch nicht allemal so ganz eignes zu sein pflegt, nicht nur für eine Ausnahme von der Regel, sondern wohl gar für eine rettende That halten möchte. Die

schlimmsten aber sind die, welche bei allem, was sie schreiben, gleich fragen: „Wie nimmt sich das wohl gedruckt aus?“

Wenn es wahr ist, daß die Erziehung des Menschengeschlechts das größte Werk auf Erden ist, so bedarf dies Werk zu seinem Gelingen offenbar vieler Köpfe und Hände. Dann sind auch nicht nur die großen Meister berufen am Werk zu schaffen und ihm das Gepräge ihres Geistes zu geben, sondern es bedarf auch zu seiner Förderung der Hilfe von Handlangern und Kärnern in großer Zahl. Doch wird jeder sich strenge zu prüfen haben, ob seine Arbeit, auch sein geschriebener und gedruckter Beitrag, nicht überflüssig oder gar störend, ob er zur Förderung des großen Ganzen auch etwas beizutragen im stande sei. Kann er diese Frage bejahen, dann mit Gott ans Werk! Mag auch der überlange deutsche Buchhändlerkatalog in der Rubrik „Pädagogisches“ noch um eine weitere Nummer wachsen!

Wohlan, diese Prüfung ist geschehen. Ich glaube für manchen Fragenden und Zweifelnden eine Antwort zu haben, manchem strebsamen Mitarbeiter einen brauchbaren Rat oder eine Ermunterung zu bieten. Aber ich kann mich irren. Sollte sich das herausstellen, so verspreche ich mich zu bessern, das Meinige künftig für mich zu behalten und nichts mehr drucken zu lassen.

Ein Friedensgruß. — Es war um die Weihnachtszeit und eine katholische Dorfschule war's, in der ich erschien. Die Kleinen hatten die Festgeschichte wohl gelernt, waren recht mit dem Herzen bei der Sache und sprachen mit Andacht das Engelwort:

„Ehre sei Gott in der Höhe! und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!“

Es klang wie ein Gruß, ein oft gehörter, der mich hier aber besonders erfreute und zur Andacht stimmte. Ich nahm ihn auf wie eine Vertröstung auf künftige Versöhnung der Gegensätze, die an heiliger Stätte sich heute noch befanden, wie einen prophetischen Hinweis aus dem Munde derselben Kinder, welche die nächste Generation vertreten, auf eine friedevolle Zukunft, da nicht mehr der Ausdruck verschiedener Lehrmeinungen in der einen christlichen Kirche, sondern einzig und allein der „gute Wille“ hüben und drüben als Kriterium gelten und den Frieden schaffen soll. Möge es sich erfüllen! Es ist ja schwer, diesen Glauben festzuhalten in unsern Tagen, da die konfessionellen Gegensätze sich in so bedenklicher Weise verschärft haben. Da tröstet und stärkt ein solcher Friedensgruß aus Kindermund.

Das ist und bleibt ja doch für den Frieden, den der Friedefürst bringen soll, in Staat, Kirche und Gesellschaft die erste Bedingung, daß wir bei andern diesen guten Willen gern anerkennen und voraussetzen, guten Willen zunächst, dabei aber auch ein gut Teil menschlicher Schwachheit. Wo das noch gilt und es so gehalten wird, da hat man noch nicht aufgehört sich einander zu verstehen. Die Kinder und ich, wir verstehen uns, weil wir diesen guten Willen haben.

Wenig kümmerte mich, so wenig wie die Kinder, vor denen ich stand, ob die Worte des griechischen Grundtextes (*ἐν ἀνθρώποις εὐδοκίας*) die ursprüngliche Lesart geben, und ob sie im Schulbuch richtig übersetzt sind, oder ob Luthers Übersetzung „den Menschen ein Wohlgefallen“ den Vorzug verdient.*) Hier höre ich lieber aus Kindermund, wenn Kinderaugen fromm und zutraulich den Ketzer dabei anschauen:

„Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!“

*) Vielleicht besser: „Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens = die ihm wohlgefallen.“

3.

Zweierlei Meinung. — Mißverständnisse sollen meistens daher kommen, daß man sich nicht versteht. So wird es also wohl auch zu erklären sein, daß bei scheinbar höchst einfachen Fragen auf dem Gebiete der Schule die Meinungen oft so weit auseinander gehen und trotz vielen Redens und Schreibens keine Verständigung gelingen will. Man geht eben von ganz verschiedenen Voraussetzungen aus, ohne sich dessen recht bewußt zu sein oder zu einem Aussprechen des Gegensatzes zu kommen.

Es gibt nämlich zwei grundverschiedene Auffassungen vom Wesen und Zweck der Volksschule, welche alle Meinungsverschiedenheiten in Einzelfragen bedingen. Uns ist es feststehende Überzeugung, der Satz, von dem wir immer ausgehen, daß die Schule nicht nur gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten für das Leben zu übermitteln, sondern auch die große Aufgabe habe, den ganzen Menschen zu bilden, ihm die Richtung auf das Wahre, Gute und Schöne zu geben, m. a. W. ihn zu selbständigem Gebrauche seiner Kräfte zu erziehen, also mit eigenem Urteil, festem Willen und empfänglichem Gemüte ihn auszurüsten, indem alle diese Kräfte am Unterrichtsstoff planmäßig und methodisch geübt werden. Eine ganz andre Auffassung aber, die nichts für sich hat als ihr Alter, findet sich noch bei gar

vielen Menschen, die als Schulfreunde gelten wollen und sehr vernehmlich mitsprechen, wo Schulsachen verhandelt werden. Sie sind geneigt, alles für bloßen Phrasenschmuck zu halten, was uns für das Wesen der Sache gilt. Ihnen ist die Schule im Grunde eine recht nützliche, aber vielfach überschätzte Anstalt, in welcher die Jugend, so lange sie noch kein Geld verdienen kann, ihren Katechismus, dazu auch das nötigste Lesen, Schreiben und Rechnen lernt und nebenbei zu einiger Wohlanständigkeit thunlichst diszipliniert wird.

Hier scheiden sich die Wege und ist kein Ausgleich zu finden. Was man auf der einen Seite notwendige Erfordernisse und aus dem Wesen der Sache sich ergebende Konsequenzen nennt, denen man nicht aus dem Wege gehen kann, ohne die Sache selbst zu schädigen, das möchte man auf der andern Seite als übertriebene Ansprüche und Überschwenglichkeiten zurückweisen. Damit ist dann der Hader gegeben und kein Ende abzusehen, solange nicht die veraltete Meinung, die so bequem wie billig ist und der auch die Oberflächlichkeit vieler Gebildeten noch das Wort redet, einer bessern Überzeugung gewichen sein, und in Stadt und Land so mancher schnaubende Saulus sein Damaskus erlebt haben wird.

4.

Parteihader und Schulkampf. — „Will man eine gute Sache verderben, so braucht man nur eine Parteisache aus ihr zu machen.“ (Rothe, Stille Stunden, S. 16.) Wie manche gute Sache hat dieses Schicksal gehabt und ist gründlich verdorben worden!

Kaum kann irgend etwas dem wahren Schulfreund so widerwärtig und der gedeihlichen Schularbeit so hinderlich sein wie alles Parteigezänke auf dem Gebiete der Schule, wobei heuchlerisch der Eifer um die Schule und die Volksbildung zum Vorwand genommen wird, während es im Grunde hüben wie drüben durchaus nicht auf das Wohl der Schule abgesehen ist, sondern um die Interessen der Partei mit fanatischem Eifer gestritten wird. Hier wird diese, dort wird jene Schuleinrichtung verworfen und verdammt, und solches Urteil, das ohne Prüfung aufgenommen und nachgesprochen wird, zum Motto und Feldgeschrei der politischen wie kirchlichen Parteien gemacht. Wer dann nach den Gründen fragt und Einwendungen wagt, macht sich eben dadurch schon verdächtig und wird zu den Gegnern gezählt. Dies Gebaren aber ist geeignet manchen Schwachen irre zu machen. Schon darum ist es gut und heilsam, den Volksschullehrer, der mit ungetrübter Begeisterung und mit beharrlichem Sinn sein Werk zu treiben berufen ist, von dem störenden Parteihader fernzuhalten, der in unsern Tagen besonders laut sein Wesen hat.

Der Herr Jesus hatte schon Veranlassung, sich mit Nachdruck und heiligem Zorn gegen diese Art des Eifers für eine Sache, die doch die beste von der Welt war, zu verwahren. Und wir haben — meine ich — ein Recht, ja wir haben die Pflicht, es an unserm Teile und an unsrer Stelle auch zu thun. Die Geschichte der Kirche Christi lehrt deutlich genug, welchen unendlichen Schaden der Parteihader und das „Eifern mit Unverstand“ angerichtet hat, und die Geschichte der Schule lehrt dasselbe. Es ist aber sehr zu fürchten, daß noch weit größeres Unheil entstehen werde, wenn die Schule nicht bald dem Parteistreit entzogen und unter den starken Schutz des Gesetzes gestellt wird. Ihrer Entwicklung muß Zeit und Ruhe gegönnt und ihren Einrichtungen eine feste, gesetzliche Ordnung gegeben werden, die dann dauern möge, bis eine andre Zeit und ein andres Geschlecht auch eine andre Ordnung verlangen und sich schaffen wird.

Ist es denn so schwer, auf diesem Gebiet Gründe anstatt der Vorurteile gelten zu lassen und dadurch das Rechte zu finden oder anzuerkennen? Eigentlich nicht. Nur einiger guter Wille gehört dazu auf allen Seiten. Daran aber fehlt es am meisten bei denen, die verlangen, daß man ihren Eifer und Übereifer dafür gelten lassen soll. Es muß daran fehlen, so lange der Parteihader fortfährt den Blick zu trüben und alles zu verbittern.

Erziehung in Haus und Schule. — Die Erziehung ist zunächst Sache der Eltern. So sahen es schon die Apostel an, und die alte Kirche, die von ihnen ausging, wies ausdrücklich dies Geschäft den Eltern zu. Sie mußte es wohl, aber sie konnte es auch zu einer Zeit, da der christliche Geist, der die Gemeinde verband, in allen lebendig war. Geben doch die wenigen Nachrichten, die wir aus dem Leben jener Zeit haben, uns Kunde, daß es an frommen Müttern zu solchem Geschäfte nicht gefehlt hat. Aber heute? Ist es nötig, das Damals und Jetzt erst vergleichend gegenüberzustellen? Es wird wohl unbestritten bleiben, daß die Kraft und Energie zum Guten, welche jene Zeit erfüllte, nachgelassen hat, nachlassen mußte. Sie konnte ja nicht mit dem Christennamen zugleich Gemeingut aller werden. Aber es steht schlimmer! Selbst die Forderung der Pflichtmäßigkeit des Handelns ist unsrer Zeit vielfach unbequem geworden. An Stelle der selbstverleugnenden Liebe, die in Christus ihr Vorbild sah und die zum Erziehungsgeschäft unentbehrlich ist, macht sich ein Individualismus breit, der ohne Not sich keinen Zwang auferlegen läßt. Was Wunder, daß er sich im eignen Hause am wenigsten geniert und das Erziehungsgeschäft, weil es Opfer fordert, gern

andern überläßt, für sich aber das Recht der Kritik in Anspruch nimmt, einer Kritik, die sich selbst wieder als ein Hindernis der Erziehung bethätigt.

Wie wird es aber sein, wenn der Rechenschaft fordert, der uns die Kinder gegeben hat? Wie viele Väter und Mütter werden dann ihre Kinder als Ankläger auftreten sehen! Staunend wird die Frage ergehen: Haben wir euch nicht lieb gehabt? Haben wir nicht nach Kräften gesorgt für euch? Haben wir nicht euch die Bildung verschafft, die zu eurem Fortkommen diene? Und die Antwort der Kläger wird lauten: Steine gabt ihr uns statt des Brotes. Was half uns eine Liebe, die nicht zum Erziehen, sondern zum Verziehen diene, die uns nicht weckte und warnte und hinwies auf das Eine, was not ist? Eure Liebe, die im Grunde nur Selbstliebe war, konnte nicht Gottesliebe erzeugen. Es wird aber auch — um bei dem biblischen Bilde noch einen Augenblick zu verweilen — dabei die kleine, stille Gemeinde derjenigen nicht fehlen, die ohne Reflexion mit der lautern Liebe im Herzen das Rechte gethan und mit den Geschlechtern fortlebenden Segen gestiftet haben. Sie ist noch vorhanden, diese Gemeinde. Sie lernt und lehrt in ihrem stillen Wirken noch täglich, was der Heiland gemeint hat mit den unvergänglichen Bildern vom Säen, Wachsen und Ernten des guten Samens für das Himmelreich.

Die Schule hat sich also, wie jetzt die Dinge liegen, mit dem Hause in das Erziehungsgeschäft zu teilen. Sie kann es mit dieser Aufgabe nicht ernst genug nehmen und erfüllt nur ihre Pflicht, wenn sie so arbeitet, als ob sie allein für dieselbe einzustehen hätte.

Doch wäre es ein verhängnisvoller Fehler, wenn der Erzieher in der Schule vergäße, daß der Einfluß des Elternhauses der grössere ist. Wie manchen eifrigen Lehrer hat diese zu spät erlangte Erfahrung schon mutlos gemacht.

Die Volksschule, welche schon mit dem sechsten Jahre die Kinder aufnimmt, hat vor andern Schulen freilich das voraus, daß sie s. z. s. noch wenig verdorben findet, indem dem Menschenkinde die Richtung seines Wesens meist noch nicht gegeben ist. Dafür aber entläßt sie die Jugend bereits in einem Alter, welches der Leitung am meisten bedürftig ist. Wer mag sie alle nennen die Faktoren, die dann an ihre Stelle tretend mitwirken zur Ausbildung des Menschen! Und wer mag für sie einstehen! Die Gedankenlosigkeit aber, und noch mehr die Böswilligkeit fanatischer Parteiredner findet es bequem, die Schule dafür verantwortlich zu machen, wenn Zügellosigkeit und Roheit gerade in diesem gärenden Alter sich zeigen.

6.

Klagende Eltern. — „Die Eltern, welche am meisten über die Schule klagen, sind dieselben, über deren Kinder die Schule am meisten zu klagen hat.“ Dieser Satz, den ich irgendwo las oder auflas, enthält viel Wahres. Das Klagen auf beiden Seiten steht in engster Beziehung zu einander, indem das eine des andern Grund und Folge zugleich ist. Die Eltern klagen, weil das Kind nicht recht fortkommt, und der Lehrer klagt aus demselben Grunde. Das Kind aber nimmt immer mehr des Lehrers Geduld in Anspruch, weil es zu hause durch Anhören der Klagen, welche gegen den Lehrer sich richten, in seinem pflichtverگessenen Verhalten und respektwidrigen Wesen sich bestärkt fühlt. Oder soll etwa das Kind die Schule achten, welche die Eltern misachten? den Lehrer respektieren, den es zu hause abfällig beurteilen hört? Es wird ja dort angeleitet, seine Pflichten zu versäumen und alle seine Schulsünden dann dem Lehrer aufzubürden.

Mag die Schule oder mag der Lehrer wirklich Tadel verdienen, vor den Ohren der Kinder darf er nicht laut werden.

Das ist ein grober Buchstabe! höre ich sagen. Nehmen wir denn an, daß durch ein offen ausge-

sprochenes Urteil das Kind daheim nicht bestärkt werde in seiner Pflichtversäumnis. Eltern, die gewohnt sind, auf sich und die Kinder um sich zu achten, wissen es, wie fein des Kindes Auge und Ohr auch das Schweigen, die Gebärde, den Blick auffasst und zu deuten weiß, wie es keines Wortes bedarf, um zu verstehen, wie wir über eben Erzähltes denken. Darum sei man besonders aufmerksam und vorsichtig, sobald unsre Jugend sich anschickt „aus der Schule“ zu plaudern. Es gilt nicht nur auf der Hut zu sein, wo wir im Innern den Lehrer von Tadel nicht freisprechen können, sondern wir müssen auch „ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum besten kehren“.

Wo es anders gehalten wird, da wirkt diese Sünde weit über die Schule hinaus, und die Eltern selbst haben es zu büßen. Da möge man sich nicht wundern, wenn jeder Respekt vor fremder Autorität der Jugend abhanden gekommen, wenn auch die elterliche Autorität Abbruch erleidet, nichts mehr der Jugend heilig und niemand mehr ihr achtungswert und ehrwürdig ist.

Das ist ja aber die überall wiederhallende Klage unsrer Tage, daß beim jungen Geschlechte die Frechheit im Schwange gehe und keine Autorität mehr gelte. An die Schule macht man — darin sind alle Parteien wunderbar einig — den Anspruch, daß sie es bessere. Doch liegt es auf der Hand, daß hier die Schule nichts vermag und das Elternhaus eintreten muß mit seiner Zucht.

Mein Vater war Schulinspektor und wohl kein sehr bequemer. Er hatte den Lehrer angewiesen, mich, seinen Erstgeborenen, nicht zu schonen, sondern recht

streng zu behandeln, und zwar der Leute wegen, die geneigt sind, eine Bevorzugung zu erkennen, auch wo solche nicht vorhanden ist. Mir scheint jetzt noch, dafs es um unsre Schule besser gestanden hätte, wenn alle seine Instruktionen so pünktlich befolgt worden wären wie diese. Diese nämlich wurde bestens befolgt. Dafs ich meinerseits nun diese Art von Bevorzugung als eine Ungerechtigkeit empfand, ist nicht zu verwundern. Meine Klagen aber waren übel angebracht und vermehrten nur Not und Strafen. Das mag nicht mustergültig und nicht in der Ordnung gewesen sein, aber Respekt lernte man dabei. Und das ist viel.

Gehorsam ist der Anfang der Sittlichkeit,
Gewöhnung der Anfang der Freiheit.
— Das ist der alte Weg durch das Gesetz zum Evangelium, den schon das Volk Israel geführt wurde. Das war auch unsrer Väter Weise die Erziehung anzugreifen und sie bleibt die beste, ja die einzig richtige für alle Zeiten. Weil sie nämlich allein den richtigen Ausgangspunkt und die rechte Richtung nimmt, vermag auch sie allein zum Ziele, wenigstens annähernd zu dem Ziele zu führen, welches nur von einem freilich ganz erreicht worden ist.

Durchaus müssen wir — Eltern wie Lehrer — beim Erziehungsgeschäft ausgehen von der unumwundenen Anerkennung des Satzes, daß neben dem erst zu weckenden sittlichen Willen eine verkehrte Neigung und Richtung, ein Fonds von Untugenden im Kinde schlummert. Diese Thatsache scheint auch Goethe anzuerkennen mit dem Wort:

„Man könnte erzogne Kinder gebären,
Wenn die Eltern selber erzogen wären.“

In unsern Tagen ist bei gar vielen, auch klugen Leuten dieser alte Weg nicht mehr beliebt. Man fand darum, für die Theorie wenigstens, einen neuen, der fast die Umkehrung des alten ist. Gründe sollen da zuerst aufmarschieren, das Warum erst einleuchtend

machen und den sogen. freien Willen bestimmen. In der Praxis erweist sich immer — wo nicht Selbsttäuschung es einzusehen hindert — dies Verfahren gar bald als ein verkehrtes. Es kann ja nicht gelingen, Pflichten plausibel zu machen, wo die Einsicht fehlt. Das Kind gelangt höchstens zu der Definition: „Pflicht ist das, auf dessen Übertretung die Rute folgt.“ (S. Kant. üb. Pädag. S. 431.) Im Gegensatz zu dieser Auffassung und Praxis halten wir darauf, daß in allen Stücken der kindliche Gehorsam geleistet werde, den jeder Erzieher ebenso fordern muß, wie einsichtige Eltern dies thun. In der Leistung dieses Gehorsams, die nichts andres ist als freudige Unterordnung unter die fremde Autorität, ist alle Sittlichkeit, alle Pflichterfüllung der Unmündigen enthalten. Sie bleibt auch der Inbegriff aller kindlichen Tugend oder Sittlichkeit so lange, bis allmählich der Übergang in den freieren Zustand sittlicher Mündigkeit sich anbahnt, der ein Erörtern der Gründe unsres sittlichen Handelns erst gestattet.

Zu kindlichem Gehorsam also soll die Jugend herangezogen werden. Dabei hat, je nach Temperament und auch wohl nach Laune, der Erzieher zwei Abwege zu meiden. Er läßt es entweder daran fehlen, daß er sich mit einem halben Gehorsam, einem teilweisen oder annähernden Sichfügen begnügt und den fehlenden Rest der Kindlichkeit, dem kindlichen Alter zu gut hält, oder er dringt strenge auf unbedingtes und sofortiges Gehorchen, versäumt aber dahin zu wirken, daß es allemal auch ein kindliches Gehorchen sei. Dies kindliche Gehorchen und Sichunterordnen aber findet sich nur da, wo das Kind bei allem Befehlen den Ein-

druck hat, daß nicht Willkür oder tyrannische Laune, sondern ein sittlicher Wille und ein unbedingtes Wohlwollen das Wort führt, welches in allen Dingen nur sein Bestes im Auge haben kann. Auf solchem Boden nur gedeiht die kindliche Pietät, die aller Erziehung Grundlage und Bedingung ist.

Es kann nun niemand mit Ernst an diese Aufgabe herantreten, ohne sich dessen tief bewußt zu werden, wie groß die Anforderungen sind, die sie an den Erzieher stellt. Wem ein Erzieheramt obliegt, der hat deshalb durchaus bei sich selbst anzufangen. Er muß mehr und mehr an sich erst den sittlichen Charakter, die Würde herausbilden, welche allein rechte Autorität verleiht. Die Jugend, der in dieser Hinsicht ein richtiges Gefühl und ein feines Unterscheiden eigen ist, unterwirft sich ohne Zwang nur dem sittlich durchgebildeten, daher auch konsequenten Willen einer Persönlichkeit, der sie die sittliche wie die geistige Überlegenheit abfühlt.

Auf diese Vorarbeit der Erziehung, welche darin sich vollzieht, daß wir uns selbst in strenge Zucht nehmen, weist auch der paradox klingende Satz hin, daß unsre Kinder uns erziehen. Wer immer mit Besonnenheit und Treue die Erziehung betreibt — sei's Vater, Mutter oder Lehrer — der lernt die Wahrheit des Satzes bald verstehen und weiß davon zu erzählen.

Gewöhnung ist der Anfang der Freiheit. — Kein Pferdeliebhaber kann an den gelungenen Dressurstücken eines Zirkus, kein alter Soldat am strammen Exerzitium auf einem Kasernenhofe solche Freude haben wie ich in einer Schulklasse, in welcher Ordnung herrscht und alles pünktlich auf Kommando und wie am Schnürchen geht. Ist das nun eine von den Schrullen oder Marotten, für die man die Nachsicht der Leute in Anspruch zu nehmen hat? Freilich muß man — glaube ich — beim Älterwerden sich von Zeit zu Zeit ernstlich darauf prüfen, ob solche schlimme Gäste sich nicht etwa bei uns eingeschlichen haben. Darum habe ich auch jetzt wieder mir die Frage gestellt. Aber nein! Es ist doch nichts anderes als der Nutzen und Segen einer guten Gewöhnung, den ich allemal aus den Tempos heraushöre und aus den Bewegungen heraussehe, wenn nicht das A und O, so doch das Abc einer guten Schule.

Auch der Laie urteilt eigentlich ebenso. Wer in einem fremden Dorf Kinder findet, die bei aller Ärmlichkeit doch sauber und nicht verwahrlost aussehen, den Fremden grüßen und ihm höflich Bescheid geben, der pflegt aus dem Wahrgenommenen auf die Qualität der Schule und des Lehrers zu schließen. „Die äußere Reinlichkeit ist der inneren Unterpfand“, und mit der äußeren Ordnung, Pünktlichkeit und Haltung ist es nicht anders.

Die häusliche Erziehung ist im allgemeinen, — wobei man die sogen. bessere Gesellschaft keineswegs auszunehmen braucht — so beschaffen, daß Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, auch Ehrerbietung und Rücksichtnahme auf andre zumeist in der Schule gelernt werden müssen. Wir wollen hier nicht untersuchen, warum es so ist und ob es nicht anders sein könnte. Diese notwendigen Dinge nun der Jugend anzueignen ist eine Aufgabe, welche jeder Schule zufällt, die auch jede an ihrem Teile lösen kann und muß. Wenn unsre Schulen auch nichts andres zu stande brächten als dies, so wäre viel geleistet. Wie aber ein junges Geschlecht ohne diese Mitgabe aussehen und sich aufführen würde, das können wir in unserm geschulten Zeitalter uns kaum mehr recht vorstellen. Die Schule, welcher die Kinder täglich nur einige Stunden angehören, kann auf diesem Gebiet weniger durch Belehrung als durch Gewöhnung ausrichten. Sie nimmt dabei ihre festen Regeln und die strenge Ordnung zu Hilfe, für welche alle Jugend empfänglich ist und welche an und für sich Eindruck macht und auch den Stumpfsten zwingend in ihre Kreise zieht. Diese Ordnung ist nicht nur der Schule, wie jeder Gesellschaft, zu ihrem Bestande notwendig als erhaltendes Element, sondern ist ihr zugleich ein wirksames und unentbehrliches Erziehungsmittel: sie bildet und stärkt den Charakter durch Gewöhnung zum Rechten. Diese Gewöhnung schafft erst den Boden für die Einwirkung, die wir Erziehung im engern Sinne nennen. Durch Wiederholung und Übung wird zwischen Einsicht, Wollen und Thun vermittelt und

werden die Wege geebnet, daß ohne viel Fragen und Bedenken, ohne eigentlichen Entschluß und ohne Aufwendung von Energie das Rechte geschieht. Man hat die Sitte das Gedächtnis des Willens genannt, womit nichts andres gemeint sein kann, als daß durch anhaltendes und häufiges Üben der Pflichten, also dessen, was es soll, dem jungen Menschenkinde das Rechte so geläufig werden kann, daß es im Einzelfalle eines Besinnens und Entschliessens nicht mehr bedarf. So erblüht aus der Gewöhnung die sittliche Freiheit. Diese wird allerdings immer eine höhere Stufe der Sittlichkeit darstellen, ohne die Vorstufe der Gewöhnung aber nicht zu erreichen sein. Darum begnügt sich auch die gewöhnliche Denk- und Sprachweise mit einem Begriff der Erziehung, der gar nichts andres enthält als die Angewöhnung guter Sitte.

Daraus ergibt sich für jeden Erzieher, besonders aber für Lehrer großer Schülersmassen die Nötigung mit Konsequenz und Strenge, sogar mit pedantischer und peinlicher Strenge, welche sog. Kleinigkeiten gar nicht gelten läßt, auf äufsre Ordnung in ganz bestimmten und festen Formen zu halten und auch darüber hinaus bei allem, was gefordert wird, mit halber Pflichterfüllung sich nie zu begnügen. Wo man diese gelten läßt und sie für voll nimmt, da ist die abschüssige Bahn schon betreten. Auf das Subtrahieren von dem, was die Pflicht verlangt, verstehen sich alle Schüler, und wie in der Schule, so treiben sie es später im Leben. Man schenkt sich dies und läßt sich jenes schenken von dem, was unerläßliche Pflicht ist, und bringt sich damit um den Segen einer guten Gewöhnung.

Gebet der Kinder. — Gewöhnung lasse ich auch da gelten und halte sie für wertvoll, wo manche nur äufsres Phrasenwesen, Verleiten zur Gedankenlosigkeit, wohl gar Profanierung darin erblicken wollen, ich meine beim Gebet der Kleinen. Allerdings ist alles äufsre Werk und Wesen an sich sittlich wertlos auf religiösem Gebiete bei Kleinen wie bei Grofsen, und verfehlt wäre es, das Händefalten und Hersagen von Gebetsworten den Kleinen als etwas Verdienstliches oder nur Löbliches hinzustellen. Auch ist nicht zu verkennen, dafs die Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, die ein Kind beim Gebet haben kann, nur dunkle, kindliche oder auch kindische sein werden. Aber ist's denn bei uns Alten so viel anders? Wesentlich ist doch bei allem Gebet der Kleinen nur dies, dafs das religiöse Gefühl geweckt und eben durch die regelmäfsige Wiederkehr auch rege gehalten werde, dafs das Aufblicken vom Irdischen zu einer höhern Welt, die jedem Menschen ihre Aufgaben und Ziele vorhält, schon früh zum Bedürfnis werde. Darum ist auch solche Gewöhnung heilsam und hat oft schon den Grund gelegt zu einer frommen Gesinnung, die sich viel später erst bewähren konnte. Auf die rechte Art, wie es betrieben wird, kommt hier freilich alles an. Sie aber lernt sich nur von frommen Müttern.

Es wird zuviel erzogen. — Diese Behauptung klingt seltsam, da gerade das Gegenteil, daß es nämlich an Erziehung vielfach mangle, so oft beklagt wird. Vom Übel sind alle Erziehungskünste, alle Experimente und nicht minder vom Übel ist das Übermaß im Gebieten und Verbieten, im Wehren und Zurechtweisen. Besonders Frauen, also auch Lehrerinnen, verfallen leicht in diesen Fehler. Auf den Geist kommt es an, der in der Gemeinschaft, in Haus oder Schule, waltet und vom Erziehenden ausgeht. Wo eine sittlich gesunde, frische Atmosphäre herrscht, da bedarf es nicht vieler Künste. Wo sie aber fehlt, da hilft auch alles pädagogische Abmühen nichts. So ist denn diejenige Erziehung offenbar die beste, die sich fast unbemerkt vollzieht, deren Einwirkung den Kindern eigentlich erst in reifem Alter an den Ergebnissen zum Bewußtsein kommt. Dankbarkeit und Liebe der Mündiggewordenen wird die Folge sein und diese Anerkennung ist der Segen einer guten Erziehung, zugleich auch ihr bester Lohn. Wohl denen, die solche dankbare Anerkennung im Herzen tragen dürfen, und wohl dem Lehrer, der sie verdient hat!

Wäre nicht alles Erziehen seiner Natur nach ein so stille sich vollziehendes Geschäft, dessen Resultate sich durch Abfragen seitens eines Revisors nicht ohne weitres feststellen und in öffentlicher Prüfung vorweisen lassen, so würde die Schule weniger abfälliges Urteilen zu erdulden haben. Es würde aber auch vielem Bösen vorgebeugt, mancher Schaden und manche Versäumnis im Schulleben rechtzeitig entdeckt und endlich auch mancher gewissenlose Mietling fern gehalten werden können von der Schule, in der für solche Gesinnung kein Platz ist.

Geprügelt und geschmeichelt: — Von dem Kulturhistoriker Riehl*) stammt m. W. die seltsam klingende Bemerkung, daß immer auf eine geprügelte Jugendgeneration eine geschmeichelte folge.

In der That ist es wenigstens psychologisch erklärlich und an vielen Beispielen nachzuweisen, daß ein Vater, mit dem man in seiner Jugend recht strenge, wohl zu strenge verfahren ist, sich geneigt zeigt seinen Kindern ein größeres Maß von Freiheit zu gönnen und ihnen mehr Liebe und Nachsicht angedeihen zu lassen als er selbst erfahren hat, daß dagegen ein anderer, der zu seinem Schaden ohne strenge Zucht aufgewachsen ist, es nötig findet, bei seinen Kindern diese Strenge nicht fehlen zu lassen. Es würde dies nun zu den wunderlichsten Erziehungsexperimenten in der Familie führen und uns Gelegenheit genug zu der Beobachtung geben, daß der angeführte Satz insoweit buchstäblich richtig wäre, als wenigstens in der Familiengeschichte immer generationsweise der Stab Wehe den Stab Sanft im Regiment ablöste, wenn nicht die Väter an ihren Theorien und anfänglichen Grundsätzen gar oft irre würden und sie dann mit andern vertauschten. So ist

*) Andre schreiben sie Humboldt zu.

es denn eine alltägliche Erfahrung, daß in den Familien, die es mit der Erziehung nicht leicht nehmen, was an Strenge oder an Nachsicht in den ersten Jahren oder den erstgeborenen Kindern gefehlt hat, den andern wieder reichlich zugemessen wird.

Was sagt aber die zünftige Pädagogik zu der Behauptung des Kulturhistorikers? und die Geschichte der Pädagogik? — Die Schule der Reformatoren und ihrer Zeitgenossen verlangte eine strenge, sogar eine derbe und harte Zucht und ist ohne solche nicht denkbar. Sie übte dieselbe in einer noch recht äußerlichen, gesetzlichen Weise. Die Schule der Pietisten verleugnet sie zwar auch nicht, ist aber schon ängstlich darauf bedacht, die Jugend vor bösen Gelegenheiten, also vor Anlässen zu strafwürdigem Verhalten zu hüten und dabei das Gefühlsleben zu pflegen und zu kontrollieren. Damit war aber schon der starre, gesetzliche Standpunkt verlassen und eine Unterscheidung von grösserer oder geringerer Strafwürdigkeit nach der Individualität und nach der Natur des Falles gegeben. Ganz anders wurde es dann nach Rousseaus Grundsätzen in den Anstalten der Philanthropen gehalten, welche lange Zeit den Geist der Erziehung beherrscht haben. Die eigentlichen Strafmittel wurden als solche verworfen. Die erziehliche Einwirkung durch Belehrung, die Überzeugung von der Nützlichkeit des Guten sollte ganz an deren Stelle treten. So blieb es, bis in der Zeit der deutschen Schmach den Patrioten die Augen aufgingen und die Erkenntnis sich Bahn brach, daß des Vaterlandes Not Männer, willensstarke, feste Männer verlangte, bis Fichte und Schleiermacher für eine strenge,

auf religiösem Grunde beruhende, auf die Willensbildung gerichtete Jugenderziehung ihre Stimme erhoben und man an Pestalozzis Vorbild lernte, wie sich die strafende Strenge mit einem Herzen voll Liebe wohl vertrage. Das war die Schule unsrer Väter und dieselben Grundsätze sind auch von der heutigen Pädagogik nicht aufgegeben, wenn sie auch hier und da sich geneigt zeigt, an die sogenannte Humanität unsrer Tage Konzessionen zu machen, die nicht immer unbedenklich sind.

Unsre Generation ist nun offenbar wieder in einer Periode der Verzärtelung angekommen und will von der altfränkischen Zucht wenig wissen. Man verfährt gern „sänftiglich mit dem Knaben“, dessen Individualität man achten und dessen Selbstbestimmungsrecht man nicht zu nahe treten möchte. An Stelle der strengen Unterordnung unter ein festes göttliches Gesetz, das in dem Erzieher verkörpert ist, finden wir vielfach eine wahre Scheu vor ernster Arbeit und sittlichen Forderungen, welche theils gedankenlos bei der Jugend geduldet, theils auch mit allerlei seichtem Raisonement gepflegt und gefördert wird. Die Autorität gilt denn auch wenig mehr, und die Alten sind erfinderisch in allerlei Mitteln, sie bei der Jugend herabzusetzen. Daher das frühe Verblassen aller Ideale, daher soviel frühreifes, vorlautes und blasiertes Wesen bei unsrer Jugend. Daher aber auch die betrübende Erfahrung, daß der Schein und Schwindel im Volksleben ein so weites Gebiet beherrscht, daß Wahrheitsliebe und strenge Rechtlichkeit fast weniger gelten als Schlaueit und Gewandtheit, daß die Ansprüche

und Bedürfnisse schon frühe wachsen und vor der Genußsucht die Selbstbeherrschung, die Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue schwinden.

Sollte das zuviel gesagt, das Zeitbild aus den Tagen des allgemeinen „Krachs“ zu schwarz ausgefallen sein? Wohlan, über den Grad der sittlichen Energielosigkeit, die den Übeln der Zeit zu Grunde liegt, mag man streiten. Dafs sie vorhanden ist, werden ernste Männer kaum bestreiten, und auch das Gefühl beginnt ein immer allgemeineres zu werden, dafs es anders werden mufs.

Die Schule muß helfen. — So ruft es von allen Seiten. Es erinnert dieser Ruf fast an das tapfre Sprüchlein im Märchen von den sieben Schwaben: „Geh du voran! du hast die großen Stiefel an!“ Das heißt in unserm Falle und in der Sprache eines Bürgers und Familienvaters unsrer Zeit etwa: „Ihr Schulmeister figurirt in unserm Budget, Titel so und so der Ausgaben, alljährlich mit einer ärgerlich großen Summe, für die man doch was verlangen kann.“ Jedenfalls ist hier wie dort die Gesinnung dieselbe: Feigheit und Schwäche. Man möchte andre verantwortlich machen und das eigne Behagen sich nicht stören lassen, die Zustände, die man beklagt, bessern, aber bei sich selbst und dem eignen Fleisch und Blut nicht gern den Anfang machen.

„Die Schule muß helfen!“ Wohlan, ich denke, sie läßt sich das gesagt sein. Sie wird diese Mission voll und ernst, aber auch ohne Selbsttäuschung und Selbstüberschätzung anzunehmen haben. Ich denke aber auch, sie hat nicht erst auf solche Aufforderung gewartet. Gerade die Erfahrung, daß das Elternhaus so vielfach das Seinige versäumt, legt es ihr nahe und macht es ihr zur Pflicht, mit um so größerm Ernst und Nachdruck ihres Erzieheramtes zu warten. Nur

das eine muß sie dabei verlangen, daß sie in Erfüllung ihrer Mission nicht auf Schritt und Tritt behindert und die nötige Freiheit der Bewegung ihr nicht verkümmert werde.

Die Schule rüstet aus für das Leben und leben heißt „Kämpfer sein“. Es gab Zeiten, wo es sehr viel leichter gewesen sein muß, diesen Kampf mit Ehren zu bestehen. Heutzutage ist es recht schwer. Die Kraft und den Mut, welche dieser Kampf erfordert, stählt und übt freilich erst das Leben selbst mit seinen Erfahrungen, aber die Schule ist für das Leben die Vorschule. Hier muß der Grund gelegt, die Kraft großgezogen werden. Wie geschieht dies? „Je weniger der Mensch darf, was er will, desto besser weiß er, was er will.“ Dies Wort eines berühmten Pädagogen mag uns den Weg und die Mittel dazu zeigen. Die Energie des Willens also wäre zu wecken durch frühe Zucht. Diese aber darf und muß von der Schule erwartet werden, und eine strenge Schulzucht ist für das Leben eine wertvolle Mitgabe. Auf der Anerkennung dieses Satzes hätte allerdings die Schule zu bestehen; dann würde man sich über die Ausführung im einzelnen wohl leichter verständigen, als es jetzt oft geschieht. Die rechte Zucht verträgt sich nicht mit der verkehrten Liebe, die zu schonen meint, indem sie zerstört und hoffnungsreiche Keime erstickt. Sie ist aber eins mit der Liebe, die alles glaubt, alles duldet und alles hofft, die Selbstverleugnung ist und deshalb Selbstverleugnung fordern kann. Solche Zucht bethätigt sich nun im Schulleben zunächst in äußeren Dingen, indem sie an eine feste, unwandelbare äußere Ordnung bindet, keine

Halbheit und Schlaffheit gelten läßt, sondern Anstrengung fordert nach dem Maße der Kräfte, Anstrengung und Gehorsam. Mit diesen Anforderungen aber dringt sie nur durch, wenn sie konsequent bleibt und wenn der Zögling bei der Strenge die Liebe allemal durchfühlt. Die junge Kraft bedarf der Übung. Sie erstarkt an kleinen Aufgaben, in der täglichen Gewöhnung an die Pflichterfüllung. Sie fordert zu ihrem Gedeihen auch der planmäßigen Pflege und Anreizung. Diese bietet sich dar in der Erfahrung; denn nicht Belehrungen, sondern Erfahrungen machen klug. Theoretisch liefert sie der Unterricht in Beispielen der Geschichte, in Spruch und Sprichwort, wie in manchem Hinweis, zu dem sich Gelegenheit findet. Dazu kommt aber als wesentlichstes die eigne Erfahrung des Zöglings, welche die Freude am Gelungenen und am pflichtmäßig Geleisteten, wie die Unzufriedenheit beim Mislingen und Verfehlen an die Hand gibt, und nötigenfalls — die Strafe, ohne welche das Werk der Erziehung nicht gelingen wird.

Zunächst macht die äufsre Zucht, wie sie die Schule nicht entbehren kann, sich allerdings fühlbar als Beschränkung und Lebenshemmung. Aber sie führt zur sittlichen Freiheit, denn sie kräftigt das Gute und stärkt den Willen.

13.

Kenntnisreich oder sittlich gut? — Wenn die Schule die Wahl hätte, ob sie ihre Schüler kenntnisreich machen wollte oder sittlich gut, so müßte sie unzweifelhaft das letztere wählen. Nun steht es aber nicht so. Die Schule kann, streng genommen, weder das eine noch das andre zustandebringen. Sie soll wohl beide Ziele ins Auge fassen, kann aber auf dem Wege dahin nur die Richtung geben und ein Stück Wegs geleiten. Vor, neben und nach ihr haben andre Faktoren die Leitung. Es gehört zu ihrem Wesen, daß sie das eine nicht über dem andern versäumen oder vernachlässigen kann, wenn sie es mit ihrer Aufgabe ernst meint.

Sich diesen fatalen Kontrast des Wollens und Könnens nicht zu verhehlen ist immer gut. Von ihrer Aufgabe kann die Schule und können die Lehrer kaum eine zu hohe Meinung haben, wohl aber von dem, was erreichbar und was schon erreicht ist. Die Neigung zu Illusionen aber ist hier nicht einmal ein Fehler, denn sie hat ihren Grund in dem schönen Idealismus, der den rechten Lehrer vom tagelöhnernden Schulhalter unterscheidet.

Ein nicht geringer Teil der Unzufriedenheit und des Haders, die der Schulfreund unsrer Tage zu be-

klagen hat, findet eben seine Erklärung in dem Umstande, daß die Schule ihre Leistungen gern überschätzt, die das Publikum zu unterschätzen pflegt, indem es auch das Mafß eigener Schuld und Versäumnis der Schule in Rechnung bringt. Man bedarf, solange die rechte Selbsterkenntnis als erste Bedingung der Besserung fehlt, eines Sündenbocks für allerlei Gebrechen der Zeit. Da findet man es denn bequem dazu Schule und Lehrer zu gebrauchen, die so viel Geld kosten und uns doch nicht alle Sorge und Verantwortlichkeit für das Gedeihen der Jugend abnehmen. Daher die traurige Wahrnehmung, daß so vielfach die Gebildeten wie die Ungebildeten unsres Volks sich erlauben, über einen ganzen ehrenwerten Stand und seine Berufsarbeit abfällig zu urteilen, von der sie doch nur eine mangelhafte und oft recht verkehrte Vorstellung haben.

14.

Der Lehrerstand ein Priesterstand. — Nehmen wir einmal an, es verhalte sich so, daß die Schule und sie allein sittlich gut machen könnte. Dann hätte sie offenbar die ganze sittliche Erziehung der jungen Generation und damit die Geschicke des Volkes selbst in der Hand. Gäbe es eine größere Aufgabe? Ja, gäbe es dann neben dem Lehrerstand überhaupt noch einen Stand, für den eine wesentliche Aufgabe übrig bliebe? Die Schule wäre dann das, was die Kirche und was alle unsre dem geistigen und sittlichen Gedeihen des Volkes gewidmeten Institute zusammen sein sollten. Und die Lehrer? — Sie wären die wahren Priester, eine Kaste höherer Ehren wert, als sie je in einer Theokratie priesterliche Bescheidenheit für sich in Anspruch nahm. Sie wären die wahre Aristokratie im Idealstaate der Philosophen.

Nun hat aber die Schule und hat jeder Erzieher und Lehrer mit gewissenhaftem, ernstem Sinn so zu arbeiten, als ob von dem Gelingen seiner Erziehungsarbeit die sittliche Qualität des Zöglings allein abhängig und sein Thun allein dafür verantwortlich sei. Mithin ist es doch wohl so, daß der Lehrerstand ein Priestertum und eine geistige Aristokratie darstellt, die das

Ideale, das Gute und das Wahre zu pflegen hat. Darum haben auch zu allen Zeiten tüchtige Lehrer von ihrem Beruf eine so hohe Meinung gehabt. Ob dabei die äußern Umstände noch so dürftig und widerwärtig waren, das konnte nicht beirren; denn das lernten sie früh, daß Anerkennung niemand beanspruchen darf und daß ein Verständnis für ihr ideales Streben selten gefunden wird. Ist ja doch auch der edelste der Menschen und aller Lehrer Vorbild „verkannt und sehr gering“ durch das Leben gegangen, und „den Besten seiner Zeit genug zu thun“ ist alles, denn ihr Urteil ist zugleich das des eignen Gewissens.

Bildung macht frei. — Woher stammt der viel gebrauchte und viel mißbrauchte Satz? Der sonst so bewährte Aushelfer, die „Geflügelten Worte von Büchmann“, läßt uns im Stich und gibt diesmal keine Auskunft.

Alt ist der Satz, wenn nicht der Fassung, so doch dem Inhalt nach, so alt wohl wie das Menschengeschlecht, wie Adam und Prometheus, welche beide schon ihre Erfahrungen in diesem Punkte gemacht haben. Man möchte nämlich fast glauben, daß schon die Schlange im Paradies zuerst das Wort in den Mund genommen habe, um die unerfahrenen Menschen zu berücken, als sie ihnen versprach: „Ihr werdet sein wie Gott, erkennend, was gut und böse ist!“ Dann mag es sehr oft noch sein Gewand gewechselt und seine Wirkung geübt oder auch verfehlt haben, je nach den Jahrhunderten und dem Geist der wechselnden Zeiten, Fluch oder Segen den Menschen gebracht haben, je nach ihrem innern Wert und Kern, bis es in der jetzigen Form „geflügelt“ wurde und der Groschenbibliothek deutscher Klassiker von Meyer in Hildburghausen als Reklame dienen mußte, die sich s. Zt. so wirksam erwies, daß

der sehr junge Gymnasiast sein spärliches Taschengeld gern für die winzigen Heftchen hingab. Das war aber freilich zu einer Zeit, als unsre Klassiker noch nicht so „spottbillig“ geworden waren wie heute, da Schillers Gedichte als Zugabe zu einer im Kleiderladen erstandenen Sommerhose schon nicht mehr recht „ziehen“ wollen.

„Bildung macht frei!“ ist es nicht vielleicht eine Übersetzung und im eigentlichsten Sinne eine Verdeutschung und Vertiefung des englischen Satzes „Knowledge is power“ (Kenntnis ist Macht), welcher auf Roger Bacon zurückgeführt wird? Und sagt nicht das stolze und tiefe Wort der Schrift, das Wort aus des Heilands Munde wesentlich dasselbe: „Die Wahrheit wird euch freimachen!“ (Joh. 8, 32), die Wahrheit, objektiv und subjektiv verstanden; das eigene Urteil, die Fähigkeit, klaren Blicks die Dinge zu schätzen, macht selbständig und frei, weil unabhängig von fremder Meinung und fremdem Willen, wie anderseits die aufrichtige Selbstprüfung und Selbstzucht, also die Wahrheit gegen uns selbst, der erste Schritt ist zur Befreiung von den inneren Fesseln, vom Banne der Sünde.

„Bildung macht frei!“ Es konnte kaum ausbleiben, daß das alte Sprüchlein der Paradiesschlange, zur Allerweltsphrase geworden, vielfach mißbraucht wurde. So ist denn diese Losung ein wenig in Verruf gekommen zu einer Zeit, da der Bildungsphilister eine so wenig anmutende Figur und Rolle spielt, da nicht im Lustspiel allein der „gebildete Hausknecht“ mit Selbstgefühl auftritt und das „feinere Dienstmädchen“

wohl lieber den schwersten sittlichen Tadel sich gefallen läßt als die Voraussetzung oder gar den ausgesprochenen Vorwurf mangelnder „Bildung“. Dennoch aber ist die Forderung einer gewissen Teilnahme aller an der Bildung, über die unser Jahrhundert verfügt, eine allgemeine geworden, wobei nur zu beachten ist, daß es gar verschiedene Dinge sind, die unter diesem Namen begriffen werden, der sich eigentlich in keine andre Sprache recht übersetzen läßt.

Die deutsche Pädagogik weiß, was sie als Jugend- und Volksbildung fordert und erstrebt, und läßt sich nicht blenden noch irre machen. Ihr ist der Wissensstoff, der wohl der urteilsbefangenen Menge als das Wesentliche und an sich zu Erstrebende erscheinen mag, immer nur Mittel, allerdings unerläßliches Mittel zum Zweck und Ziel ihrer Arbeit der Geistesbildung, welche wertlos, ja bedenklich bliebe ohne Herzensbildung. Einseitige Bildung des Herzens würde nicht tüchtig machen zum Kampf ums Dasein, wie einseitige Bildung des Geistes wohl zu diesem Kampfe die Waffen schmieden und schleifen, aber das Beste im Menschen unausgebildet lassen und somit ein Geschlecht kluger, aber gefährlicher Menschen liefern würde.

Wahrhaft bildungsfeindlich sind daher diejenigen, welche in Parteiverblendung oder in gedankenlosem Unmut über die bedenklichen Erscheinungen unsrer Zeit für die eine oder die andre Einseitigkeit eintreten, indem sie entweder die Bildung des Herzens oder diejenige des Geistes unterschätzen und ihr Mißachtung beweisen. Nicht minder bildungs- und kulturfeindlich ist mithin der ängstliche und im Grunde

egoistische Reaktionär, dem das Volk leicht zu klug und deshalb zu unbotmäfsig scheint, als sein Gegner, der sozialdemokratische Volksredner, der für eine Volksaufklärung ohne „die Ammenmärchen der Religion“ eifert und von dem mit mehr Wissen ausgestatteten und klug gemachten Volk der Zukunft das Heil auf dem Wege revolutionärer Selbsthilfe erwartet.

Unterrichte interessant! — Das ist einer von den Sätzen, die als Grundregeln aller Pädagogik im Seminar gelehrt und im Examen abgefragt zu werden pflegen. Schön wär's wohl, wenn alle, die ihn inne haben und ihn mit einigen Worten zu erläutern oder leidlich zu umschreiben wissen, ihn auch in That umzusetzen verständen. Wir könnten dann alle die andern Regeln entbehren, auch wohl auf alle weitere Prüfung verzichten, denn — Lustmachen ist alles!

„Unterrichte interessant!“ Der Satz hat für den, der ihn zum ersten Mal hört entweder etwas Imponierendes, oder auch, weil er so viel oder zu viel sagen will, etwas Verdächtiges. Man denkt dabei wohl an so manchen langweiligen Menschen und an alle die langweiligen Schulstunden fatalen Erinnerns, die sie uns verschafft haben. Wer aber selbst unterrichtet oder unterrichtet hat, der denkt auch wohl mit Verdrufs zurück an so manche mißlungene Lektion, wo man sich hinterher selbst gestand, trotz aller Mühe kaum etwas erreicht zu haben und nichts weniger als „interessant“ gewesen zu sein.

In andrer Form und noch allgemeiner lautet der Satz bei Herbart: „Gewinne das Interesse und du hast

das Kind!“ Was sagt uns das immer wiederkehrende Fremdwort, für welches die deutsche Sprache keinen Ersatz zu haben scheint, das uns so bekannt und alltäglich anklingt und doch gerade deshalb genau betrachtet werden muß? „Interesse“ heißt „dabei sein, darin stehen, bei der Sache sein.“ Es ist nun klar, daß es nicht genügt, das Interesse zu wecken, oder zur Sache bloß hinzuführen, sondern daß das Interesse auch gefesselt, erhalten werden muß und daß diese Forderung die schwierigere ist. Schwierig, doch unerläßlich!

Die erste Voraussetzung zum Gelingen wird wohl die sein, daß der Lehrer selbst ganz in der Sache stehe, bei der Sache sei und auch bei der Sache bleibe. Es ist damit mehr gefordert, als auf den ersten Blick wohl scheinen mag. Das Anregende und Fesselnde kann offenbar nur von dem ausgehen, der den Gegenstand so beherrscht, daß er darin wie zu hause ist. Aber auch diese mehr allgemeine Vorbedingung bewahrt noch nicht vor verfehlter Arbeit, wenn nicht auch das gerade zu behandelnde Tagespensum, die besondere Aufgabe der Stunde durch spezielle Vorbereitung wieder aufgefrischt und für den Unterrichtszweck zurechtgelegt worden ist. Sei aber auch diese Bedingung erfüllt, so wird der Unterricht dennoch seinen Zweck verfehlen und uninteressant werden, wenn in der Stunde irgend etwas anderes das Interesse des Lehrenden teilweise in Anspruch nimmt, so daß er zerstreut, körperlich oder geistig verstimmt und deshalb nicht mit ganzer Seele bei seinem Gegenstand ist.

Ist aber so der Lehrer nach allen Seiten befähigt,

vorbereitet und recht gestimmt zu seinem Werke, so mag das Interesse der Schüler wohl gewonnen werden. Der Erfolg des Unterrichts hängt aber dann noch davon ab, daß das Interesse auch erhalten werde. Dies ist nur möglich, wenn die rechte Lehrform gewählt, das rechte Maß gehalten und der Schüler durch den Erfolg ermuntert wird. Wenn der Lehrer beim Unterricht, seiner Weisheit voll, gewissermaßen den Schüler über dem zu vermittelnden Stoffe vergift, indem er sich gehen läßt und drauf los dozierend vorträgt, anstatt der Jugend die Freude zu gönnen, daß sie unter geschickter Anleitung selbst findet, was sie finden kann, so muß das anfängliche Interesse schwinden und ein Zustand der Enttäuschung und Entmutigung eintreten. Ebendasselbe tritt ein, wenn die Anforderungen die Kräfte übersteigen, wenn zu viel vorausgesetzt, zu viel verlangt oder zu viel geboten, also in der Quantität nicht Maß gehalten wird. Wir vergessen gar leicht, wie viel Not und Mühe uns das Lernen in der Jugend gekostet hat. Daher ist besonders der eifrige Anfänger im Schulamt geneigt, sich die Ziele zu weit zu stecken und zu viel zu fordern. Da beschränkt und beschneidet man dann das anfangs für erreichbar gehaltene Pensum bei jeder Wiederholung immer mehr und lernt erst mit den Jahren und durch unendlich viele kleine Enttäuschungen die nötige Selbstverleugnung, die Beschränkung, in der sich der Meister zeigen soll. Nur, wenn die Arbeit der Kraft angemessen ist, kann sie den Erfolg haben, mit welchem die Lust zur Sache und das Selbstvertrauen wächst. Diesen Erfolg aber dem Schüler zum Bewußtsein zu bringen und für das Weiterschreiten

das rechte Tempo zu finden, mithin dem Unterricht die erforderliche Sicherheit und Stetigkeit zu geben, dazu dienen die kleinen Stationen, bei denen Halt gemacht, zum Sammeln geblasen und kontrolliert wird. Man überschaut die zurückgelegte Wegstrecke, holt hier und da einen Nachzügler herbei und freut sich gemeinsam des Gelungenen. Diese Freude aber ist es, die zu weiterer Thätigkeit und neuer Anspannung der Kräfte die Lust gibt. So erwacht und wächst das Interesse mit dem Gefühl der Kraft, mit dem Bewusstsein des Könnens. Es ist eine Frucht des Unterrichts selbst.

Ob es ihm gelungen sei, das Interesse der Schüler zu gewinnen, so daß sie recht bei der Sache sind, darüber bleibt nicht leicht ein Lehrer lange im Unklaren. Es sagen's ihm alle die Augenpaare, die entweder leuchtend auf ihn gerichtet sind oder matt und starr abirrend umherschweifen und endlich einen andern Gegenstand finden, der ihr Interesse mehr in Anspruch nimmt.

Freilich soll es noch Lehrer geben, die, wenn sie recht im Zuge sind, im Übereifer auch davon nichts sehen und merken, weil sie, wie Nachtigall und Auerhahn ihre Melodie mit geschlossenen Augen singen und nur sich selbst gern hören.

Unterrichte anschaulich! — Wieder so ein Satz aus dem Lehrerkatechismus, ein Satz, den in jedem deutschen Seminar die Spatzen von den Dächern pfeifen! Niemand bezweifelt seine Richtigkeit, jeder hat ihn inne und auch der Schwächste fühlt sich im stande, über die Forderung der Anschaulichkeit im Unterricht einige Beredsamkeit zu entwickeln. Hiefse es darum nicht Wasser in den Rhein tragen, wenn wir nach Comenins, nach Pestalozzi und nach all den Meistern, die jahraus jahrein in den Seminaren dies Gebot kommentieren, hier noch darüber reden wollten? Ist doch des Redens davon fast zu viel, so daß sich auf diese Lehrertugend das Schillersche Wort anwenden liefse:

„Wie? Du hassest die Tugend?“ — „Ich wollte, wir übten
sie alle,

Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr
davon.“

Es handelt sich um ein Prinzip, und das Prinzip ist allgemein anerkannt. Damit ist denn freilich schon viel erreicht, und Jahrhunderte hat die Welt gebraucht, ehe es erreicht wurde. Aber das Prinzip, dem auch der Lehrling sich beugt und der Laie den Respekt nicht versagt, in That und Leben umzusetzen, es

überall zur Geltung zu bringen, das ist und bleibt doch die Hauptsache. Sie gelingt nur den Meistern. Die andern stümpfern ihnen nur nach, und man muß zufrieden sein, wenn sie nicht vergessen, daß dies Nachahmen Pflicht ist.

Gehen wir einige Lehrfächer der Volksschule durch, um zu sehen, wie weit dies Prinzip zur Geltung zu kommen pflegt. Finden wir nicht im Religionsunterricht immer noch zu viel äußereres Anlernen, das kein Leben ist und kein Leben schafft? Sind sie so häufig zu finden in Stadt und Land die Meister, die anschaulich erzählen können, daß man allen Heiligen ins Herz schaut und dem Lehrer selbst nicht minder? die auch an sich selbst ein rechtschaffenes Leben, fromme Einfachheit und einen festen Charakter zur Anschauung bringen? In all den Stunden dann, die der Muttersprache gewidmet sind: wie viele Worte, gelesen, gesprochen und geschrieben! aber wie wenig klare Begriffe! Und darum, wie wenig Freude bei der Sache! Die andern Fächer aber, das Rechnen und die Realien, für die wir besondere Anschauungsmittel haben, und in denen man ohne Veranschaulichung fast keinen Schritt thun kann — da sollte es doch nicht fehlen! Die Wände und die Schränke bieten ja das Material an Bildern, Lesemaschinen, Rechenmaschinen, Apparaten, Karten, Globen u. s. w. Diese Dinge sind da; sie werden auch gebraucht, und das ist gut. Sie können aber zu mancherlei Mißbrauch verleiten. Eine sehr verbreitete pädagogische Sünde ist die, daß man durch die künstlichen Hilfsmittel verführt die mittelbare Anschauung an die Stelle der unmittelbaren treten läßt. Wie

vielfach schaut man die bunten Wände an und stolpert dabei s. z. s. über das, was vor den Füßen liegt. Wer das Auge dafür hat, findet der Dinge, die er für den Unterricht brauchen kann und brauchen müßte, eine Menge in seinem Gesichtskreis. Sie sind zu verwerten im geographischen und im naturkundlichen Unterricht, beim Rechnen, in der Raumlehre, beim Zeichnen u. s. w. Erst da, wo sie fehlen oder den Dienst versagen, sollen die Bilder und Apparate in ihr Recht treten.

Nicht selten führt aber auch das Bestreben anschaulich zu unterrichten und die in jüngster Zeit sehr ausgebildete Technik in der Herstellung von Veranschaulichungsapparaten zu einem schlimmen Materialismus. Man vergißt, daß in kleinem Kreise zwar Veranschaulichung möglich und nötig, in größrem aber nicht mehr möglich ist. So müht man sich ab sinnlich zur Anschauung zu bringen, was gar nicht sinnlich veranschaulicht werden kann. Ich denke dabei an die komplizierten, sinnreich konstruierten Apparate für den Rechenunterricht, welche den Zweck haben, größere Zahlen und Zahlenverhältnisse zur Darstellung zu bringen, die sich nicht mehr mit dem Auge, sondern nur noch auf dem Wege der Abstraktion erfassen lassen. Wer damit operiert, pflegt sich der Täuschung hinzugeben, daß er die Veranschaulichung über ihre natürlichen Grenzen hinaus treibe.

Wo aber auch die Anschauung an rechter Stelle gepflegt und jedes Mittel dazu benutzt wird, da glaubt man nicht selten das Seinige gethan zu haben, wenn man das anzuschauende Objekt vor Augen stellt, darauf

hinweist und darüber redet. Damit ist's aber nicht gethan. Die Kinderaugen fahren tastend umher und haften an Einzelheiten, wenn nicht das Anschauen vernünftig und planmässig dirigiert wird. Die einzelnen Merkmale müssen allemal nach Anleitung des Lehrers erschaut, dann muß das Erschaute zusammengefaßt und die gewonnene Erkenntnis zum angemessenen, ganz bestimmten Ausdruck gebracht werden. Das aber gelingt immer nur dem, der sich redlich auf die Arbeit der Stunde vorbereitet hat. Darum: ob auch der Stoff noch so leicht, das gewählte Mittel der Anschauung noch so gut und zweckmässig, der Gang und das Verfahren noch so bekannt und geläufig sei, gilt auch hier wieder die Mahnung: Präparation! Präparation!

Gute Leistungen. — Man hört wohl die Behauptung oder auch die Klage, daß die üblichen und unvermeidlichen Schulrevisionen sich zu sehr auf Äußerliches beschränkten und zu einer rechten Würdigung all der Mühen des schwierigen Unterrichtsgeschäfts nicht führen könnten, weil man wohl die pflichtmässig erfolgte Durchnahme eines Pensums, auch einigermaßen den Vorrat gewonnener Kenntnisse feststellen, nicht aber dabei ergründen könne, wie weit die geistige und sittliche Förderung der Schüler gelungen sei.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß sich mit dem besten Segen des Unterrichts bei Revisionen nicht glänzen läßt, weil eben das Beste und Innerlichste sich nicht abfragen läßt wie gelernte Sprüche und Zahlen. Aber auch dafür gibt es doch sehr bestimmte Merkmale, für welche die Übung das Auge des Revisors mit der Zeit ausnehmend schärft.

Wo der Unterricht in grosser Ruhe und nach fester äufsrer (wenn auch etwas pedantischer) Ordnung, selbst in den sog. Kleinigkeiten, verläuft, wo der Lehrer wenig spricht und der Schüler desto mehr, wo des Lehrers Auge die ganze Klasse beherrscht, da darf man sich guter Leistungen versehen. Wenn es beim Unter-

richten an knappen, gut gewählten, stets in andrer Form auftretenden Fragen nicht fehlt und die Antworten darauf laut, kurz und bestimmt erfolgen, so ist das eine gute Leistung. Wenn die Mehrzahl der Schüler das vom Lehrer eben Vorgetragene, mögen es auch nur wenige Sätze sein, frei und also mit einer gewissen Selbständigkeit wiedergeben können, so ist das eine gute Leistung, denn sie beweist, daß die Schüler richtig und scharf auffassen, den logischen Zusammenhang übersehen, also nachdenken und auch sprachlich über das Gedachte verfügen können. Wenn eine Probe beweist, daß die Schüler das eben Gelernte mit anderm bereits gewonnenen Wissen wohl in Verbindung bringen können, indem sie leicht anzuleiten sind, Beziehungen zu finden nach dem Gesetze der Ähnlichkeit, der Gleichheit oder des Gegensatzes, so ist das eine gute Leistung.

Gut verdienen solche Leistungen, völlig abgesehen von dem Wissensgebiet, über welches sie sich erstrecken, deshalb genannt zu werden, weil sie den Beweis liefern, daß die Urteilsfähigkeit, das selbständige Denken mit Erfolg gepflegt wird. Ein rechter Revisor wird nie versäumen, auf diese Dinge sein Augenmerk zu richten. Der Lehrer aber, der in solcher Weise revidiert wird, sollte sich darüber freuen. Ist er tüchtig, so merkt er auch sehr bald, worauf es dem Revisor ankommt, und ist dankbar. Im andern Falle aber ist er geneigt, sich zu beklagen, daß ihm nicht Gelegenheit gegeben wurde, allen Vorrat auszukramen, und daß wohl oben-drein allerlei Mißgeschick seine Klasse unverdient in ein übles Licht gestellt habe.

Offenbar muß aber jede eigentliche Revision wie jede Prüfung auch den andern Zweck haben, den Umfang des Durchschnittswissens einer Klasse erkennen zu lassen. Sie muß mithin außer dem Wie auch das Was und Wieviel des Unterrichts in einigen oder in allen Fächern feststellen. Ein geübter Examinator wird auch darüber sehr bald im allgemeinen orientiert sein und wenig Wert darauf legen, ob einzelnes im Augenblick vergessen ist. Manche Lehrer aber, und es sind keineswegs immer die schlechtesten, geraten in großen Eifer, wenn bei der Revision wider Erwarten hier und da eine Frage unbeantwortet bleibt. Sie machen wohl gar, im Bewußtsein das Ihrige gethan und das Wiederholen nicht versäumt zu haben, durch Tadeln und Schelten die Sache erst schlimm und nehmen den Schülern alles Selbstvertrauen. In solchen peinlichen Momenten hat dann der Revisor Gelegenheit, durch ein Wort der Ermunterung und durch einige Fragen, die alles wieder ins rechte Geleise bringen, aus der Not zu helfen.

Wir Alten nehmen es uns einander doch auch nicht übel, und gestehen es offen, wenn einzelnes, selbst im elementaren Wissen, uns abhanden gekommen ist. Wir unterscheiden zwischen dem, was bloß Gedächtnissache, und dem, was Erfordernis der allgemeinen Bildung ist. Sollten wir heuchlerisch der Jugend nicht dieselbe Nachsicht zu teil werden lassen?

Allerlei Geister. — Von besonderer Wichtigkeit und äußerst interessant sind für jeden Lehrer die ersten Tage und Wochen des Schuljahres. Besteht die Klasse, die man vor sich hat, auch nicht aus lauter neuen Gesichtern, die den Lehrer so prüfend beobachten, wie er seinerseits das neue Material studiert, so hat doch jedenfalls der Osterschub wohl einige Bänke von Neulingen gebracht. Am interessantesten und zugleich am muntersten gestaltet sich die Sache, wenn diese zugleich lauter Anfänger sind, kleines, zappeliges, naives Volk, das recht wunderbare Vorstellungen und einen erschrecklichen Lerneifer mitbringt. Wem dabei das Herz nicht aufgeht, der hat kein Lehrerherz.

Aber auch andere Schulklassen gewinnen erst bei näherer Bekanntschaft eine Physiognomie, die nur der Kundige versteht. Da sitzt das verschüchterte Kind des Armen neben dem verwöhnten Söhnchen des Vornehmen; da ist der Begabte der Nachbar des Dummen, der Stille und Fleißige neben dem Vorlauten und Trägen, der Störrige und der Dreiste neben dem Ängstlichen und Weinerlichen, der Lebhaftige neben dem Langsamen, der Hitzkopf neben dem Träumer. Und alle diese verschiedenen Geister, so mannigfaltig an Charakter und Begabung, sollen gleichmäfsig gefördert, in gleichem Schritt und Tritt weiter geführt werden.

Wahrlich eine grofse Aufgabe und ein schweres Stück Arbeit! Möchten doch die Herren, denen die Zahl von 80 Schülern für eine Klasse noch zu gering erscheint, die einen Schulsaal fast ansehen wie einen Schafstall, in den man so viele Schafe treibt, wie die Wände fassen, nur einen Tag lang das versuchen, was sie andern zumuten! Sie würden bald belehrt sein, dafs es schwere Arbeit ist, die nur der Unkundige unterschätzt. Aber sie ist auch lohnend diese Arbeit, wenn's einer versteht. Ihnen allen, wie sie da sitzen, ist wohl beizukommen, wenn man sie erst kennt, wenn man weifs, wo der Hebel anzusetzen ist, wo es der Ermunterung, der Ermahnung, der Strafe, der Nachhilfe bedarf, wenn man nichts übereilt, niemand vernachlässigt, nicht planlos verfährt, wenn man die Augen braucht und mit dem Herzen bei der Arbeit ist.

Wo es anders aussieht, da hört der Revisor nicht selten die Entschuldigung, dafs leider die Kinder der Klasse oder gar der ganzen Gegend (die notabene dann nicht die Heimat des betr. Lehrers ist) fast alle ohne Talent seien. Es ist schade, oder — sagen wir — es ist ein Glück, dafs die Statistik, die alles wägt und zählt, sich noch nicht auf dieses Gebiet geworfen hat. Sie würde uns in Zahlen beweisen, welcher Prozentsatz von Talenten sich vorfinden mufs. Es bedarf dessen aber nicht. Der Mangel an Talent und an Geschick ist anderswo zu suchen, nämlich beim Lehrer. Die Durchschnittsbegabung wird bei zahlreichen Klassen im Anfang des Schuljahres oder der Schulpflicht fast konstant sein. Ist es später anders, so trifft die Schuld den Lehrer, und es ist eine schwere Schuld. Nicht anders

ist es, wenn solch abfälliges Urteil auf eine kleine Zahl der Schüler beschränkt wird, sofern es sich nicht etwa um Idioten handelt, die überhaupt nicht unterrichtsfähig sind.

Wir reden von der Volksschule. Ihr Programm ist an sich klein. Große Talente finden hier nicht ihre Nahrung, wenn auch das Maß der Bildung, die sie geben kann, sehr verschieden ist. Das Notwendigste, die bescheidenen Elemente, kann auch die schwache Kraft bewältigen. Sie vermag es aber vielleicht nur mit besonderer Nachhilfe unter treuen Lehreraugen. Für solche Schüler ist die Unterstufe meist entscheidend. Weiß da der Lehrer oder die Lehrerin recht zu wecken, anzuregen und heranzuziehen, so kommt die Lust und mit der Freude an der ersten schwachen Leistung auch das Selbstvertrauen, welches die weiteren Leistungen erst möglich macht.

Aus dem Gesagten ergibt sich folgendes: weist der Lehrer oder die Lehrerin namentlich der Unterstufe, dem Revisor eine Reihe von Schülern auf, mit denen nach ihrer Meinung „nichts anzufangen“ ist, findet man etwa gar eine ganze Bank dieser Vernachlässigten und Verwahrlosten in einer Klasse, so stellen solche Lehrpersonen sich damit selbst das schlechteste Zeugnis aus. Sie bekennen sich zu einem schweren Unrecht, welches durch keine Leistungen ihrer Parade-schüler wieder gut gemacht werden kann.

Darum, ihr Lehrer, habt wohl acht auf die armen Nachzügler, auf die Schwachen! Sie bedürfen eurer. Sie haben Anspruch auf die große Liebe, die alles trägt, alles duldet, alles hofft. Viel Gutes läßt sich

von unserm Altmeister Pestalozzi lernen, aber nichts Schöneres hat er doch aufzuweisen als das Herz voll Liebe, das er den Kindern entgegentrug.

Und ihr, Männer des Rats und des Schulvorstandes, seid die Väter der Gemeinde, aber keine Rabenväter! Verargt es dem Lehrer nicht, der nach Hilfe ruft, wenn die Zahl seiner Schüler so groß wird, daß er nicht mehr für jeden einzelnen glaubt eintreten zu können! Es geschieht gerade um der Schwachen willen, die in der übergroßen Menge sich verlieren und der besondern Pflege entbehrend verkümmern würden. Ihnen aber seid ihr die geistige Pflege und Nahrung zu reichen just ebenso schuldig wie die leibliche, wenn es das Elternhaus daran fehlen läßt. Daher trifft euch die Schuld oder die Mitschuld, wenn sie zurückbleiben, verkommen und endlich für nicht bildungsfähig gelten müssen, da sie doch anfangs bildungsfähig gewesen wären, wenn sich nur jemand ihrer hätte recht annehmen wollen oder können.

Oft genug hat man Gelegenheit, in Dorf und Stadt solche öffentliche Ankläger am Wege zu finden, deren ganzes Aussehen von Verwahrlosung und Zurücksetzung Zeugnis gibt; und wer ein größeres Gebiet übersieht, dem thut das Herz oft weh, wenn er überzählt, wieviele solche „Opfer“ der Hartherzigkeit es gibt, die zu retten gewesen wären, wenn man sich zur rechten Zeit ihrer angenommen hätte. Er läßt sich aber auch durch keinen Widerspruch und kein Geschrei irre machen in dem Bestreben diesen Armen zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Hausbesuche des Lehrers. -- Hausbesuche des Lehrers sind ein vorzügliches Mittel die Schularbeit zu fördern, Haus und Schule zu gemeinsamem Wirken zu verbinden. Es wird dies bei allem Reden und Schreiben über Schule und Haus noch viel zu sehr übersehen. Freilich wird mancher Lehrer geneigt sein, unsre Forderung als eine unberechtigte Vermehrung seiner Pflichten anzusehen oder sich zu vornehm dünken, in den dunkeln Winkeln der Armut als unwillkommener Gast aufzutreten. Und doch kann solcher Verkehr sich äußerst nutzbringend gestalten.

Es gibt für den Verkehr mit dem Elternhause freilich auch andre und bequemere Mittel. Der Lehrer kann Zettel schicken, kann gelegentliches Begegnen benutzen, kann auch — wenn er viel Selbstvertrauen besitzt — die Eltern zu sich bescheiden. Es liegt aber wohl auf der Hand, daß alle diese Wege zwar genügen, um den Eltern eine Notiz, eine Warnung oder Erinnerung zukommen zu lassen, daß sie aber dem Lehrer die Aufschlüsse nicht geben können, die ihm zu rechtem Verständnis und darauf gegründeter richtiger Behandlung eines Schülers noch fehlen. Auch all die hemmenden Vorurteile, wie sie Unverstand und Übelwollen kultivieren, die irrigen Ansichten über die Ziele des Un-

terrichts, über die Zweckmäßigkeit der geltenden Ordnung, sowie der Lehr- und Zuchtmittel sind gar nicht gelegentlich zu beseitigen. Das leisten allein die Hausbesuche.

Zu solchen Besuchen findet sich wohl zuweilen eine besondere Veranlassung, z. B. Krankheit eines Schülers. In diesem Falle sollte der Gang nie unterbleiben. Besser ist es aber, wenn eine derartige Veranlassung gar nicht abgewartet wird. Der Lehrer sollte es sich zur Pflicht machen, nach der Reihe alle Familien ohne Ausnahme zu besuchen, deren Kinder er in seiner Klasse hat. Der Weg und die passende Zeit zu solchem Besuch ist von den Kindern leicht zu erfragen. Die Erfahrungen mancherlei Art, die man auf diesen Gängen macht, werden in mehrfacher Hinsicht der Schule zu statten kommen. Der Lehrer wird einen Eindruck in die Umgebung und in die häuslichen Verhältnisse gewinnen, aus denen das Kind kommt, und die täglich und stündlich auf dasselbe einwirken, wenn es nicht in seinen Händen ist. Manche Eigentümlichkeit, manche Unart, manches Hindernis der Erziehung wird aus solcher Umgebung erst verständlich. Man erfährt, wie die Eltern äußerlich gestellt und innerlich gesinnt sind, wie sie über die Schule denken und wie weit auf ihre Mitwirkung zu rechnen ist. Den andern und — gestehn wir's doch! — den wichtigsten Faktor bei der Erziehung lernt man erst in seinen vier Wänden nicht nur kennen, was ja an sich schon ein großer Vorteil ist, sondern man gewinnt wohl auch direkt persönlichen Einfluß auf denselben. Dies zu erreichen ist keineswegs so schwer, wie es oft scheinen will.

Der erste Versuch mag immerhin misslingen oder wenig versprechen. Es darf aber niemand sich dadurch entmutigen lassen, daß er nicht willkommen geheißen, oft sogar unwirsch und schlecht empfangen wird, daß sein Besuch bei den besser Gestellten oft nur als schuldige Höflichkeit und als Tribut der Hochachtung, bei den Armen als Vorwitz und dreistes Einmischen in fremde Angelegenheiten aufgenommen wird. Der Arme ist ja heutzutage leider nicht mehr harmlos naiv und zutraulich, sondern mißtrauisch jedem Fremden und am meisten dem Beamten gegenüber. Oft bedarf es da einiger Zähigkeit in dem Bewußtsein, daß es sich um eine gute, eine seelsorgerische Mission handelt. In solchem Falle ist die Zähigkeit eine Tugend, denn sie ist zugleich Selbstverleugnung. Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, der findet gewiß das rechte Wort, und das gute Wort findet wohl auch eine gute Statt. Sollte dies aber auch misslingen, so bleibt dem treuen Lehrer für seine Arbeit doch genug erreicht durch die selbstgewonnene Einsicht und persönliche Bekanntschaft. Er versteht seinen Schüler besser. Verstehen ist aber hier nicht nur Entschuldigen, sondern auch Bessern.

Auf dem Lande, wo man sich gegenseitig genügend kennt und öfter sieht, mögen die pädagogischen Hausbesuche auf besondere Veranlassungen beschränkt bleiben. Sehr wichtig aber sind sie in der Stadt. Je größer die Stadt, je wechselnder die Bevölkerung und — fügen wir hinzu — je größer die Schulen und die Schulsysteme, desto mehr können solche Gänge von Nutzen und von Segen sein. In einer großen Industriestadt,

wo nicht selten die Eltern beide früh bis spät von auswärtiger Arbeit in Anspruch genommen sind, also vom Thun und Treiben ihrer Kinder wenig erfahren und den Lehrer derselben wohl kaum dem Namen nach kennen, da sind die Hausbesuche am Platz und von den heilsamsten Folgen. Mancherlei Erfahrung auf dem allerschwierigsten Boden hat es mir bewiesen. Steht der Lehrer solchen Eltern auch noch so fremd gegenüber, trennt sie auch noch so sehr der vermeintliche Klassen- oder Standesunterschied, den unsre zerklüftete Gesellschaft uns überall zum Bewußtsein bringt, ein Band ist doch da, die gemeinsame Liebe und Sorge für die Kinder des Arbeiters. Auch dem Ärmsten und Verkommensten pflegt das Verständnis dafür nicht zu fehlen, wenn er auch anfangs mißtrauisch jede Annäherung aufnimmt. So kann, was der Schule sich heilsam erweist, auch in andrer Hinsicht nützen, indem es den sozialen Frieden fördern hilft. Das sei hier nur angedeutet.

Gar viel liefse sich für die Sache noch sagen. Aber wozu mehr der Worte? Es muß erprobt werden! Möchten dazu diese Zeilen hier und dort die Anregung und den Mut geben!

Schulen wohl einrichten. — „Wenn wir wohl eingerichtete und blühende Kirchen, Staaten und Haushaltungen wünschen, so müssen wir vor allem die Schulen wohl einrichten und erblühen lassen, dafs sie wahre und lebendige Werkstätten der Menschen und Saatschulen der Kirchen, Staaten und Haushaltungen seien. So werden wir endlich unser Ziel erreichen, anders nimmermehr.“ So predigte vor mehr als 200 Jahren ein Prophet in der Wüste, Amos Comenius.*) Unsäglich schlimm und wild war damals die Zeit, als der unselige grofse Krieg tobte; und im deutschen Reich sah es nicht aus, als ob auf diesem Boden das prophetische Wort sich jemals erfüllen sollte, aus Schutt und Trümmer wieder blühende Gemeinwesen erstehen, aus der Barbarei und Verkommenheit wieder blühende Staaten und Kirchen sich erheben könnten. Und dennoch ist heute aus Ruinen des neuen Lebens viel erblüht in Kirche und Staat, so dafs uns jetzt das ganze Elend jener Zeit schwer verständlich geworden ist.

Auch der Schule haben längst die Osterglocken geläutet, und wer nur oberflächlich hinschaut, der könnte wohl glauben, wir wären auf dem besten Wege und hätten den Prediger ganz verstanden. Und doch wäre

*) s. die Einleitung zur Didactica magna vom J. 1638.

das ein großer und verhängnisvoller Irrtum! Es fehlt noch sehr viel, daß man in Staat und Kirche ganz und voll den obigen Satz verstehe, sich rückhaltslos zu ihm bekenne und danach handle. Man darf sich nur nicht täuschen lassen durch allerlei Reden und Redensarten über den Wert guter Schulbildung, die heutzutage Mode und daher vielen geläufig sind, und mit denen man sich und andre zu beruhigen pflegt. Wenn die alte Wahrheit allgemein gewürdigt wäre, die jetzt uur erst von den Besten der Nation erkannt ist, wenn wirklich ein geordnetes, gut ausgestattetes, mit Liebe gepflegtes und von der allgemeinen Achtung getragenes Schulwesen als der beste Schatz einer Gemeinde und als die Vorbedingung zu einer gedeihlichen Entwicklung auch in Staat und Kirche angesehen würde, wahrlich, es müßte ganz anders bei uns aussehen. Viele Übelstände, die wir täglich beklagen und wohl noch lange beklagen werden, wären längst abgethan, und das Gute, auch nur im bescheidensten Mafse, durchzusetzen würde nicht so viel Mühe kosten. Aber der materialistische Zug der Zeit, auf den man zwar schlecht zu sprechen ist, sitzt uns doch allen so in den Gliedern, daß man die Schule gern mit wohlfeilen Vertröstungen abfindet und die Opfer lieber da aufwendet, wo sie greifbarern Nutzen bringen. Das sind dann die sogenannten „produktiven Ausgaben“, welche den Vortritt zu haben pflegen, wobei man übersieht oder kurzsichtig verkennt, daß die Ausgaben für die Schule als die produktivsten von allen einen reichen Zins tragen, der nicht entwertet werden kann.

Bürger- und Armenschulen. — Als der alte Aug. Hermann Francke in Halle die erste Bürgerschule und daneben noch eine Armenschule einrichtete, war das ein Fortschritt. Wenn aber in unsren Tagen noch neben einer sog. Bürgerschule eine besondere Armenschule, wohl gar mit beschränkter Unterrichtszeit, sich findet, so ist das nicht nur altfränkisch, sondern eine Schmach für die Stadt und Gemeinde. Es ändert nichts daran, ob man den hässlichen Namen „Armenschule“ meidend, eine solche Anstalt lieber „Elementarschule“ nennt. Mehr als die Brosamen der allgemeinen Menschenbildung fallen doch nicht ab für sie, und die Allg. Bestimmungen pflegen für solche Schule nicht zu existieren, welche die Kinder einer Gemeinde nach dem Steuerzettel der Eltern klassifiziert und den Unterschied von arm und reich der Jugend schon früh recht kraß vor Augen führt. Wenn sie auch sonst wenig lernt: dies Eine prägt sich ihr ein und wird zum Fluch. Darum fort mit einem Institut, das unerträglich ist mit der allgemeinen Schulpflicht wie mit der in unsrer Zeit aus guten Gründen wieder mehr betonten Gleichstellung aller Bürger!

Dafs die Benachteiligten selbst ihre Stimme nicht erheben um zu protestieren, bessert nichts an der

Sache. Der wahre Volks- und Schulfreund hat zu allen Zeiten die Pflicht von dem schlecht unterrichteten Bürger an den besser zu unterrichtenden zu appellieren.

So bleiben wir denn bei der Meinung, daß die Städte, welche die Überführung ihrer Armenschulen in die allgemeine Volksschule bewirkt haben, an ihrem Teile mehr leisten zur wirksamen Beschwörung des „roten Gespenstes“, als durch gesetzgeberische Maßnahmen zu erreichen sein wird. Man sollte aber auch hier nicht auf halbem Wege stehen bleiben und die Söhne der Stadträte, wenigstens bis zum 10. Jahre, überall in dieselbe Schule schicken, welche für alle Kinder ihres Alters bestimmt ist. Dann würde durchaus nicht weniger gelernt werden und die allgemeine Volksschule würde zu gröfserm Ansehen gelangen. Also: auch die sog. Vorschulen der höhern Lehranstalten sind vom Übel.

Kleine Mittel. — „Dem Direktor des Konsistoriums zu Stettin wurde vom geistlichen Departement (dem damaligen Unterrichtsministerium) empfohlen, die Schulverbesserungen hauptsächlich an den Straßen vorzunehmen, welche der König (Friedrich II.) zu den Revüen zu nehmen pflegte, und hier diejenigen Dörfer, wo umgespannt würde, und die im Umkreis einer halben Stunde gelegenen, besonders zu berücksichtigen.“*)

Der Vergleich mit den gemalten Häusern und Dörfern nebst dem ganzen Aufputz, den der schlaue Potemkin seiner Kaiserin Katharina auf der großen Reise durch ihr russisches Reich überall vorwies, liegt nahe genug. Wir wußten nur nicht, daß wir Ähnliches zu Hause auch hatten. Es geht aber oft so.

„Im Jahre 1765 wurde sämtlichen Landräten aufgegeben, dafür zu sorgen, daß binnen längstens 3 Monaten alle untüchtigen Schulmeister entlassen und dafür brauchbare angestellt würden. Nach Ablauf der Frist soll mit nachdrücklicher Bestrafung gegen die saumseligen dominia vorgegangen werden, weil, wenn sich solche ernste Mühe gäben, es an brauchbaren Subjectis, welche sich zum Schuldienste eignen, nicht fehlen würde.“**)

*) Aus einem Aufsatz der Monatsschrift für Deutsche Beamte.

***) ebenda.

Leider lesen wir nirgend, daß nach Ablauf der drei Monate eine neue Ära im preussischen Schulwesen angebrochen, und was überhaupt die Ämter laut diesem gemessenen Befehl angeordnet und ausgerichtet haben. Auch geben uns die „brauchbaren Subjekte“ des Dekrets noch einige Bedenken. Sonst möchte die Sache probat und auch heute noch sehr zu empfehlen sein. Wie schön und wie einfach! Binnen drei Monaten alle untüchtigen Elemente durch brauchbare ersetzen! Man hat aber seitdem wohl Zeit genug gehabt die Erfahrung zu machen, daß durch Cirkular-Verfügungen an die Landräte hier nichts zu erreichen ist; und es ist immerhin schon viel gewonnen, wenn man weiß, wie man eine Sache nicht anfassen darf.

Erst 60 Jahre später wurde dann das erste Seminar zur Ausbildung preussischer Volksschullehrer eingerichtet und abermals 60 Jahre später die Zahl der Seminare soweit vermehrt, daß sie „brauchbare Subjekte“ in genügender Zahl wirklich liefern können. So langsamen Gang geht die Geschichte trotz aller Reskripte.

Lehrmittel. — Was an Lehrmitteln verschiedener Art, aufser den Büchern, heutzutage selbst für die einfache Volksschule angeschafft werden muß, ist in der That nicht wenig. Man braucht sich daher kaum zu wundern, wenn ob dieser Ansprüche der Steuerzahler, der in seiner Jugend von dem allen nichts gesehen, vielleicht aber auch beim jetzigen Lehrer der Gemeinde von solcher Gelehrsamkeit bis dahin nichts gemerkt hat, verdrießlich den Kopf schüttelt. Dazu haben die neuangeschafften Siebensachen zum Theil auch ein so spieleriges Aussehen, welches von ihrem Zweck und Nutzen so wenig verrät, daß der Lehrer, der nicht einmal gelernt hat, gleich seinen Amtsvorgängern, ohne diese künstlichen Hilfsmittel fertig zu werden, wenig an Achtung und Ansehen dabei gewinnt.

Dennoch ist es gut und dankenswert, daß solche Anschaffungen allgemein vorgeschrieben sind und wir damit nicht zu warten brauchen, bis männiglich von deren Notwendigkeit sich hinreichend überzeugt haben wird.

Das freilich ist nicht zu loben, wenn nun — wie das auch vorkommt — der Lehrer über das Maß des Notwendigen hinaus zu fordern nicht müde wird, oder, rücksichtslos auf seinem Schein bestehend, nicht ruht,

bis er auch die letzte der gesprungenen Saiten für seine Schulgeige wieder ersetzt erhält. Noch größern Tadel aber verdient es, wenn das Vorhandene nicht fleißig benutzt oder nicht genügend geschont wird, so daß das Angeschaffte immer wieder der Ergänzung bedarf und die kleinen Ausgaben kein Ende nehmen. Gerade darüber aber wird auch von Einsichtigen viel geklagt und nicht immer ohne Grund.

Wer viele Schulen zu revidieren hat, erlebt in diesem Stücke gar mancherlei. Hier nur zwei Beispiele!

Ein Lehrer behandelte nach eigener Wahl vor seinem Revisor so recht mit Behagen das alte Lesestück vom „Meister Hämmerlein“ und blieb auch die Moral des Stückes nicht schuldig. Soweit war alles gut und der Revisor zufrieden. Aber tief beschämt mußte dann der Lehrer sich darauf hinweisen lassen, wie sein eignes Handeln mit der Lehre des Stückes in Widerspruch stehe. Das gesamte Inventar nämlich bot ein Bild der Unordnung und Vernachlässigung. Zerrissne, vergilbte Karten und verstaubte oder aus den Fugen gegangene Lehrmittel jeder Art waren an den Wänden und in den Ecken zu sehen, welche der Lehrer mit leichter Mühe vor dem Verderben hätte retten können. Warum denn nicht, wie Meister Hämmerlein, einmal zu Nagel und Hammer oder zum Leimtopf gegriffen, geflickt und gebessert, ohne erst Schulvorstand und Lokalschulaufseher zu belästigen? Mit solcher geringen Mühewaltung würde nicht nur der Gemeindesäckel, sondern auch die Erziehung gefördert, denn das gute Beispiel gilt allemal mehr als schöne Worte.

An einen andern Lehrer muß ich dabei denken,

und ich gedenke seiner gern. Denn er war das Widerspiel zum eben geschilderten, eine treue Seele, anspruchslos und allem Geflunker abhold. Mit der Beschaffung der zum Teil doch recht teuren Veranschaulichungsmittel für die Realien sah es damals in M. noch übel aus. Mancher nicht unberechtigte Wunsch mußte einstweilen mit Vertröstungen zum Schweigen gebracht werden. Etwas aber verschaffte sich der Lehrer F., der den Unterricht in der Naturkunde in den Oberklassen der großen Stadtschule zu erteilen hatte, dennoch. Das war ein leerer, ziemlich unförmlicher, kofferrähnlicher Kasten aus Tannenholz. Dieser Kasten, der keineswegs leer bleiben sollte, wurde allmählich für die Schüler das interessanteste Stück, und mit wahrem Vergnügen schaute auch der Revisor zuweilen hinein. Denn ganz verwunderlich war es, was da alles zum Vorschein kam, was kein Geld kostet und für Geld auch kaum zu haben, jedenfalls aber in wenigen Volksschulen zu finden ist. Da waren physikalische Apparate und Bestandteile derselben eigener Arbeit und einfachster Art. Da fanden sich die Elemente einer Mineraliensammlung und eines Herbariums, zoologische Präparate und gar mancherlei von den Schülern allmählich Zusammengetragenes aus allen Gebieten der Natur. Denn die Sammellust wirkte in dieser Klasse bald ansteckend. Außerdem keimte, sproßte, blühte oder verpuppte sich hier und dort in Töpfen und Schachteln noch allerlei Geheimnisvolles. Das Seltsamste aber und ein Beweis dafür, wie Lust und Liebe zum Ding Müh und Arbeit gering macht, war das, daß unser F. nicht nur ordentlich mit dem Metzger

einen Kontrakt gemacht hatte auf frische Kalbsaugen u. dgl., was dann den Schülern fast blutwarm vorseziert wurde, sondern dafs er auch mit einem Lithographen sich zusammenthat, dem er französische Sprachstunden als Entgelt dafür erteilte, dafs dieser ihm genau nach seinen Angaben in grossem Mafsstabe einige farbige Tafeln für den Unterricht in der Anthropologie anfertigte. Und mit allem dem wurde nicht geprahlt. Es wurde fast heimlich getrieben und erst allmählich und durch vieles Fragen mußte dem bescheidenen Menschen das Geständnis des Sachverhaltes entlockt werden.

„Gehe nun hin und thue desgleichen!“ Das gilt nicht nur dem Lehrer. Jeder kann von solchem Beispiel etwas lernen, so gut wie aus der alten Geschichte vom Meister Hämmerlein.

Nationale Erziehung und patriotische Schulfeste. — Nationale Erziehung und Pflege der Vaterlandsliebe fordert man in unsern Tagen und stellt damit eine große Aufgabe, an der in ihrer Weise und nach ihren Mitteln unsre Schulen jeder Gattung zu arbeiten haben. Anders das Gymnasium und die Realschule, anders die höhere Mädchenschule, wieder anders die Bürger- und Volksschule.

Die alte Pädagogik — vor Jena und Auerstädt — kannte diese Forderung nicht. Erst seit Arndt und Schenkendorf gesungen, seit Fichte und Schleiermacher mit prophetischem Straf- und Warnruf gepredigt haben, ist die Pflege der Vaterlandsliebe als eine Aufgabe der Volksschule allgemein anerkannt. Unsre Tage bedürfen dazu eines neuen Weckrufs kaum, weil die Thatssachen laut genug zeugen. War es damals der an sich harmlose philosophische Kosmopolitismus der Gelehrten und Gebildeten, welcher bekämpft werden mußte, so ist es heute ein Geist andrer Art, der gefährliche, aggressiv auftretende Kosmopolitismus vaterlandsloser Sozialisten.

Diesem Geiste hat die Volksschule unsrer Tage mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten. Sie thut es direkt durch den immer wiederholten Hinweis auf die Heilig-

keit der Gottesgebote, die sie der Jugend einzuschärfen hat, auf die daraus sich ergebenden Pflichten und besonders die bürgerlichen Pflichten. Sie wird aber auch das Gottlose und Verderbliche nihilistischer Bestrebungen durch Beispiele und angemessene Belehrungen illustrieren müssen, so oft sich eine Veranlassung dazu findet, und zwar in einer Weise, wie sie Kindern verständlich ist, und mit der Vorsicht, die es klüglich vermeidet das, was ihnen fern bleiben soll, zu nahe in ihren Gesichtskreis zu rücken. Solche Belehrungen werden im Religionsunterricht die beste Anknüpfung finden. Sie haben sich aber nach den örtlichen Verhältnissen ganz verschieden zu gestalten. Denn wesentlich anders ist dabei in Städten und in solchen Industriegegenden, wo das Kind in seiner Umgebung bereits sozialistischen Einflüssen und Irrlehren ausgesetzt ist, zu verfahren als auf dem platten Lande, wo vielleicht derselbe Geist noch verkappt sein Wesen treiben mag.

Vor allem aber erkennt die Volksschule es als ihre Pflicht indirekt durch Förderung des patriotischen Sinnes im Unterricht allem vaterlandsfeindlichen Wesen kräftig entgegenzuwirken.

Welche sind nun die Lehrfächer, die zunächst in den Dienst nationaler Erziehung zu treten haben? Vor allem ist es offenbar die Beschäftigung mit der Muttersprache, die zu den „starken Wurzeln seiner Kraft“ den Schüler führen soll. Denn in der Sprache schuf sich der Geist der Nation den eigenartigen Ausdruck. Die Kenntnis derselben lehrt den jungen Deutschen sich selbst kennen in seinem Fühlen und Denken. Sie

führt ihn zum Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit mit einem Volke von kräftiger Eigenart und großer Vergangenheit. Dann sind es die klassischen Erzeugnisse unsrer Litteratur, welche Genuß und patriotische Begeisterung schaffen. Wir sind ja Gottlob jetzt so weit, daß mehr und mehr auch für die Volksschule Lesebücher in Aufnahme kommen, welche nicht zu dürftig und ärmlich den Stoff zuschneiden, sondern zu den Quellen deutschen Geisteslebens hinführen, indem sie auch dem „Kinde aus dem Volk“ das Beste bieten, was die Besten unsres Volkes gedacht und gedichtet haben. Daneben lehrt die Heimatkunde und in ihrer Erweiterung der geographische Unterricht den heimatlichen Boden in seiner Eigentümlichkeit kennen und in seiner Eigenart lieben. Hand in Hand damit gehe ein Geschichtsunterricht, der diesen Heimatboden s. z. s. belebt und bevölkert mit den Helden der Vorzeit, mit den Thaten, die unser Stolz und unsre Ehre, mit den Ereignissen vergangener Zeiten, die der unsern ein Spiegel sind.

Namentlich aber treten auch in den Dienst nationaler Erziehung die Schulfeste und vaterländischen Gedenktage. Sie können von einem Lehrer, dem ein vaterlandsbegeistertes Herz im Busen schlägt, zu wahren Pfingsttagen patriotischer Begeisterung gemacht werden.

Unleugbar ist es ein guter Gedanke und von den Behörden ein löbliches Streben die Erinnerung an eine ruhmvolle Vergangenheit durch regelmäßige Gedenktage bei der Jugend lebendig zu erhalten. Was in dieser Hinsicht zu lange versäumt worden, läßt sich

freilich nicht mehr nachholen. Aber es läßt sich Verfehltes nach besserer Erkenntnis hinfort besser machen. Darum ist es vorgeschrieben solche Gedenktage als Schulfeste regelmäßig zu begehen und darum ist die Teilnahme an denselben den Schülern geboten. Diese Gewöhnung an patriotische Gedenktage hat unverkennbar einen hohen Wert. Erst nach Jahrzehnten werden die Folgen zu Tage treten. Doch aber hat der tiefer blickende Schulfreund dabei ein Bedenken, das — aus Patriotismus — nicht verschwiegen werden soll.

Wir sind, fürchte ich, sehr in Gefahr des Guten zu viel zu thun, auf wortreiches, volltöniges Deklamieren bei solchen Anlässen Wert zu legen, den Patriotismus zu forcieren. Die Großthaten der Nation und die erhabne Persönlichkeit des Monarchen, dem unsre Schulfeste gelten, sind Gottlob solche, daß eine schlichte Darstellung genügt und es des Ausschmückens nicht bedarf. Ein Zurückgreifen auf den im Geschichtsunterricht behandelten Abschnitt, wobei das Ereignis des zu feiernden Tages besonders hervorgehoben und zu einem Geschichtsbilde abgerundet oder auch — um Wiederholungen zu vermeiden — die Bedeutung des Tages nach dieser oder jener Seite beleuchtet wird, dazu ein patriotisches Lied aus vollen Kehlen und — wenn sich das leicht fügt und gibt — ein kurzes Gebet, das sei genug! Alles andre und das Beste muß der warme Herzton des Lehrers geben, der in der Hörer Herzen wiederklingt. Nun lese man aber oder durchblättere nur die reiche Litteratur von Festgaben, Ansprachen und Gedichten zum Sedantag u. dgl., welche in Millionen von Exemplaren verbreitet

sind. Wahrlich, die Kinder haben nicht unrecht, wenn sie die Äpfel, Wecken oder Kuchen, die ihnen meist am Schluß der Feier winken, solchen Geschenken vorziehen. Wenn diese Hefte auch nicht so massenhaft alljährlich verschenkt werden, wie es in ihrer Bescheidenheit die Verfasser und Verleger wünschen, so kommen sie doch allen Lehrern in die Hände und pflegen leider für ihre Festreden meist den Stoff wie den Ton herzugeben. Ich will nun nicht davon sprechen, daß so wenig wirklich Schönes sich in dieser Litteratur findet, dagegen so sehr viel Unkindliches, daß überhaupt der dichterische Wert der seit 1870 massenhaft auftretenden patriotischen Reimereien — mit wenigen, allgemein bekannten Ausnahmen — so gar gering ist. Weit schlimmer ist der Umstand, daß auch der Wahrheit pro patria zu häufig ins Gesicht geschlagen wird, indem in Übertreibungen nach allen Seiten Großes geleistet und dabei Licht und Schatten so verteilt wird, daß dieser ganz und ungeteilt den Gegnern zugemessen, überhaupt ein Chauvinismus kultiviert wird, der dem an unsern Nachbarn getadelten bedenklich gleicht. Solche Ausschreitungen sollen dann als historische Sünde, aus Patriotismus begangen, verzeihlich sein. Ja, mancher Lehrer könnte sich nicht mit Unrecht darauf berufen, daß er bei seinen Schulfesten unter den Erwachsenen sehr beachtenswerte Zuhörer, Beamte, Honoratioren u. dgl. habe, welche seinen Patriotismus nur nach der Tonstärke des falschen Pathos beurteilen, die Grenze zwischen Patriotismus und widerwärtigem Byzantinismus nicht kennend.

Leider steht sehr zu befürchten, daß die vielfach

bei Schulfesten sich breit machenden Übertreibungen, das Überschwengliche und Unwahre, das fortwährende Reden in hohlem Pathos auf die Dauer das Gegenteil von dem bewirken, was bewirkt werden soll: Gleichgültigkeit anstatt herzlicher Liebe und Begeisterung, Gleichgültigkeit aus Übersättigung.

Oder sollte es hier anders sein als auf dem religiösen Gebiete? Dort hat doch unleugbar seltener am Zuwenig als am Zuviel der Indifferentismus sich genährt, die Übersättigung viel Unheil gestiftet und das falsche Pathos abgeschreckt anstatt zu belehren und zu überzeugen.

Bonnenwesen. — Je mehr die Überzeugung, daß eine nationale Erziehung uns not thut, eine allgemeine wird, desto mehr müßte auch die bei den Gebildeten herrschende Unsitte aufhören, daß schon das früheste Kindesalter mit fremden Sprachen oder mit einer fremden Sprache gequält und die Fertigkeit in derselben vor allem erstrebt wird. Ja, es müßte allgemein dies Verfahren als Verrat am Vaterlande und als Unnatur erkannt werden. Ziffermäßig dürfte sich wohl kaum feststellen lassen, wie weit dieser Unfug heute noch verbreitet und wie groß die Zahl seiner Anhänger noch ist. Soviel nur steht fest, daß unsre deutschen Schulen sich immer mehr von solcher pädagogischen und nationalen Sünde frei gemacht haben, und daß auch für Familien die Nachfrage nach französischen oder schweizerisch-französischen Bonnen sehr viel geringer geworden ist in Deutschland. Man wird also annehmen können, daß vernünftiger Grundsätze mehr und mehr Raum gewinnen, auch in den Kreisen, welche zumeist ihre nationalen Pflichten zu erkennen befähigt sein sollten.

Ich kenne Mütter, die, in dem Bestreben bei der Erziehung ihrer Kinder nichts zu versäumen, ihnen auch den Vorteil zuwenden wollten, daß sie „spielend“ das Französische einer Bonne erlernten. Es gelang

nicht sie von ihrem Raisonnement und Vorhaben abzubringen. Erst die Erfahrung mußte belehrend eintreten und diese Belehrung blieb nicht aus. Weil das Kind in einem Alter, wo ihm täglich in großer Fülle neue Vorstellungen und Begriffe zuwachsen und sein Gesichtskreis täglich sich erweitern muß, mit dem bloßen Namen für die Dinge und mit dem Auseinanderhalten von zweierlei Rede so viel zu thun hatte, blieb der Horizont enge, der Kreis der Vorstellungen gering und innerhalb desselben alles unklar und ungeordnet. Als dann das eigentliche Lernen begann, zeigte sich, bei großer Unsicherheit im Gebrauch der Muttersprache, im ganzen Denken und Wissen eine traurige Oberflächlichkeit, die während der ganzen Schulzeit nicht zu bewältigen war. Der Zögling war und blieb ein „konfuser Kopf.“ Mit einem Experiment, das sich bei dem erstgeborenen Kinde so wenig bewährt hatte, wurden dann aber die jüngern klüglich verschont.

Französische Schulen. — In französischen Schulen werden nach dem Urteil eines Sachverständigen*) zwei Dinge der Jugend eingeprägt: 1) dafs es nicht darauf ankomme etwas zu sein, sondern zu scheinen, 2) dafs die grösste Sünde die gegen die Konvenienz sei.

So war es und so wird es auch wohl heute noch sein, wenn man nicht etwa annehmen will, dafs seitdem die gerühmte „Regeneration“ sich auch auf diese tief eingewurzelte pädagogische Erb- und Todsünde erstreckt habe. Auch im Elsass konnte man dieselbe Erfahrung machen, wenn auch dort der deutsche Geist nie aufgehört hat dagegen zu reagieren, dafs die Lüge empfohlen und gelehrt, der Verstand an Stelle des Gewissens gesetzt werden sollte, denn das ist bei Beurteilung dortiger Zustände wohl zu beachten, dafs neben der französischen Schule die deutsche Familie immer noch ihr Recht behauptet hat. Dafs aber das Gift der verderblichen Erziehungsgrundsätze nicht ohne Wirkung geblieben ist, sieht jeder, der sehen will. Wo findet man sonst unter 1¹/₂ Millionen Seelen so wenige Mannesseelen, dagegen so viele Mannweiber?

*) Hillebrand, Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Berlin bei Oppenheim 1875.

Wo hat die Konvenienzlüge mehr Bürgerrecht? Wo ist die Furcht vor dem qu'en dira-t-on, die Feigheit vor der öffentlichen Meinung gröfser — ausgenommen bei Romanen und Kelten?

Darum können wir uns nicht wundern, dafs der auf Vertiefung und Verinnerlichung gerichtete Geist der deutschen Schule wenig Verständnis und wenig Freunde fand, während ihre neuen „Methoden“ sofort eifrig studiert wurden. Und doch sammelte sich bald eine weit verzweigte stille Gemeinde von Pädagogen, die das neue Evangelium eifrig verbreiteten. Auch hier waren es zuerst nur die „Galiläer“, die schlichten Leute aus den Dörfern, bei denen der fränkisch- oder allemannisch-deutsche Geist noch nicht durch den kurzen Besuch einer französischen école normale ausgetrieben war. Daneben aber gab und gibt es auch in andern Ständen noch Männer und Frauen von Einsicht und deutschem Gewissen, die mit Freude, wenn auch zunächst noch mit heimlicher Freude das neue Wesen in Land und Stadt wachsen und werden sahen.

Lasse man darum die andern mäkeln und schimpfen; den Besten genug zu thun ist auch hier das Beste.

Volkslitteratur. — Gute Volkslitteratur ist recht selten auf dem deutschen Büchermarkte, wie reich er auch befahren zu sein pflegt. Die allgemeine Schulbildung hat bei uns das Lesebedürfnis mehr als bei irgend einem andern Volke gefördert. Diesem kommt aber leider eine Litteratur entgegen, welche mehr als bedenklich ist. Wer sie kennen lernen will, der sehe sich nur um in den besuchtesten Leihbibliotheken und in den sogen. „Volksbuchhandlungen“, achte aber auch auf die Kolporteurs mit den grellbunten Heften, deren Titelblätter grausige und schlüpfrige neue Romane mit entsprechenden Bildern marktschreierisch anpreisen. Es sind meist billige Lieferungswerke, denen oft noch Prämienblätter, Lotterielose u. dgl. beigegeben werden. Das ist die Litteratur, die in breiten Schichten unsres Volks den größten Markt hat und ein gewissenloses Geschlecht verkommener Litteraten sind die Autoren. Von Zeit zu Zeit zeigt uns wohl eine gerichtliche Verhandlung, wie groß der Absatz, wie raffiniert und verlogen aber auch die Geschäftspraxis bei solchem Unternehmen ist. Der Schade aber, den solche Sudelei anrichtet, ist ganz unberechenbar. Man denke — um eins anzuführen — nur an die sozial-demokratischen Irrlehren, die gerade bei den

durch solche Lektüre verschrobenen Köpfen die gläubigsten Anhänger finden.

Was ist zu thun? — Über diese Frage ist schon viel verhandelt worden. Gesetzliche Maßnahmen, welche den Kolportagebuchhandel verbieten oder unter polizeiliche Kontrolle stellen, mögen nützlich sein. Sie genügen aber nicht. Darum haben grössere Vereine von Volksfreunden, welche diesen Schaden erkannten, sich mit Eifer der Sache angenommen. Von der richtigen Überzeugung ausgehend, daß es wesentlich darauf ankomme Besseres dem Volke zu bieten, hat man verschiedene Wege eingeschlagen dem Übel zu begegnen. Gute Bücher wurden herausgegeben, alte umgearbeitet und verbreitet. Namentlich hat der nordwestdeutsche Verein, als Erbe gewissermaßen des norddeutschen Volksschriftenvereins, darin Tüchtiges geleistet. Volksbibliotheken wurden gegründet, Kataloge guter Bücher verbreitet und in grössern Städten sogar Lesezimmer für das Volk eingerichtet.

Erfreulich sind ja offenbar diese Bestrebungen, und durch Zusammenfassen und Zusammenwirken wird noch sehr viel mehr zu erreichen sein, wenn man nur alle politischen Tendenzen fern hält und sich nicht verleiten läßt allzusehr zentralisieren und uniformieren zu wollen. Vor allem aber müßten Männer gewonnen werden, welche, in täglichem Verkehr mit dem Volke stehend, der Sache die Hingebung widmen, die sie verdient, und sich nicht darauf beschränken vornehm ihre Beiträge zu zahlen und unbesehen Bücher auszuteilen. Dann sollte aber auch das, was auf diesem Gebiete schon von andrer Seite geleistet ist und noch immer-

fort im stillen geschieht, weniger übersehen und verkannt, also an bereits Vorhandenes das Neue angeknüpft werden. Die Männer, deren Mithilfe dabei am fördersamsten, ja unentbehrlich sein wird, sind vor allem die Geistlichen und die Lehrer. Soweit meine Erfahrung zurückreicht, hat es an guten und fleißig benutzten Volksbibliotheken in den Pfarrhäusern — wenigstens des Westens — durchaus nicht gefehlt, und wo man die Sache mit einigem Geschick in die Hand nahm, da fand sie bald Beifall und Zuspruch. In der Regel sind auch derartige Bibliotheken oder Lesevereine keineswegs zu engherzig in der Auswahl, sondern bieten gesunde Kost für einen unverdorbenen Geschmack, so daß sie in der Stille viel Gutes wirken. Da ist also ein Institut, was weiterer Pflege bedarf, weil ein Segen drin ist. Wo aber etwa der Pfarrer sich der Sache nicht annehmen kann oder will, da wird mit gleichem Erfolge ein verständiger und erfahrener Lehrer eintreten können.

Was nun den Inhalt und Ton rechter Volksschriften betrifft, so lassen sich nach den in den verschiedensten Gegenden unsres Vaterlandes gesammelten Erfahrungen die Anforderungen etwa zusammenfassen, wie folgt:

1. ein würdiger Gegenstand in ausgiebiger, etwas breiter Behandlung, die verständlich, nicht trivial sei und helle Lichter reichlich aufsetze,
2. religiöser Sinn ohne jedes Moralisieren,
3. ein stark humoristisches Element.

Dazu liesse sich vom Gegner, also von der oben geschilderten Afterlitteratur noch das eine lernen, daß das Gruselige anzieht. Richtig verstanden: das Aben-

teuerliche, Romanhafte habe auch seine Stelle, oder der Phantasie darf etwas zugemutet werden. Bücher, die das Lehrhafte zu sehr hervortreten lassen, machen dagegen wenig Glück.

Neben den Leihbibliotheks- und Kolportagebüchern findet auch die alte, jedem bekannte Jahrmarktsliteratur aus der deutschen Sagenwelt noch immer ihre Liebhaber. Sie verdiente wohl einen bessern Platz und bessere Pflege. Neu zu fassen wäre dieser ewig quellende Born deutscher Volkspoesie und durch eine gute Bearbeitung wieder allen zugänglich zu machen. Auch das ist mit Glück, aber noch nicht in genügendem Umfang versucht worden.

Den Geschmack für gute Lektüre aber mögen beim jungen Geschlecht die Lesebücher der Volksschule kultivieren und hier tritt wieder die Arbeit des Lehrers ein. Was von solchen Lesebüchern in neuerer Zeit zur Einführung gekommen ist, bietet in der That des Guten eine so reiche und gute Auswahl, daß jetzt diese Aufgabe vertrauensvoll der Volksschule überlassen werden kann.

Gesundheitspflege in den Schulen. — Die Gesundheitspflege in den Schulen wird neuerdings wieder vielfach zum Gegenstande lebhafter Erörterung gemacht. Mag es an sich erfreulich sein, daß man darauf hält auch dem corpus sanum sein Recht zu verschaffen und die Schularbeit in dieser Hinsicht ein wenig zu kontrollieren, um sie vor Einseitigkeit zu bewahren, so kann man es doch nur bedauern, wenn dabei so vielfach über das Ziel hinaus, und auch wohl mit schwerem Geschütz nach Spatzen geschossen wird. Den Schulen aller Grade wird mehr oder minder laut seitens der Schulpathologen, die geneigt sind das post hoc mit dem propter hoc zu verwechseln, der schwere Vorwurf gemacht, daß sie über der geistigen Ausbildung die körperliche vernachlässigen, daß sie wohl gar durch Überbürdung mit Arbeit, Mangel an Vorsicht und andre Sünden es dahin bringen ein kraftloses, verkümmertes Geschlecht groß zu ziehen.

Glücklicherweise sind die Lehrer, unter denen solche, nicht selten von reklamebedürftigen Ärzten verfaßte Anklageschriften sogar offiziös verbreitet werden, nicht sehr schreckhafter Natur. Sie müßten sich sonst wie Verbrecher, etwa wie eine lichtscheue Bande von Engelmachern en gros vorkommen und in der Schule,

die sie noch arglos täglich betreten, eine Mördergrube oder eine Folterkammer betrogener Jugend erblicken. Man kann mit Ernst herantreten an die Untersuchung was etwa zu bessern sei, und doch die Verpflichtung fühlen solche Vorwürfe in ihrer Allgemeinheit und Mafslosigkeit zurückweisen.

Dafs in dieser Hinsicht manches zu bessern ist, kann kaum bestritten werden. Aber die Schule, die leicht genug kontrollierbar ist und jedem kritischen Blick offen steht, sündigt viel weniger in diesem Stück als das Haus.

Was das Gebiet der Volksschule betrifft, so ist es eine oft beklagte Thatsache, dafs in Deutschland ein Teil der schulpflichtigen Kinder noch der Ausbeutung durch Fabrikarbeit ausgesetzt ist, während ein noch viel gröfserer Bruchteil der ländlichen Jugend viel zu früh schonungs- und rücksichtslos zu schwerer oder anhaltender Arbeit angehalten wird und in diesem Dienst verkümmert, da der Landmann geneigt ist ein junges Pferd vernünftiger zu behandeln als sein eigenes Fleisch und Blut.

Aber auch die höheren Schulen machen ähnliche Erfahrungen. Man vergleiche nur die Rücksicht, die im Hause einerseits und in der Schule anderseits auf die Leistungsfähigkeit der Jugend genommen zu werden pflegt. Es wird sich in der Regel herausstellen, dafs die Schule mütterlicher handelt als die Mutter selbst, indem im Hause der Neigung zum Stubenhocken nicht genügend entgegengetreten oder auch die beklagte Überbürdung dadurch herbeigeführt wird, dafs die häuslichen Arbeiten, welche die Schule fordert, noch

um andre, oft bis zum Unerträglichem vermehrt werden, die den Jungen zum Stillverhalten, das Mädchen zur Sittsamkeit zwingen sollen. Man braucht nur hinzuweisen auf die verderbliche Lesewut, für die ein Kind wohl noch belobt wird, wenn es stundenlang über seiner Lektüre hinzubrüten geneigt ist, ferner sei erinnert an die mütterlichen Strick- und Stickaufgaben, an die Zahl der Privatstunden, an das zeitraubende, fast unvermeidlich gewordene Klaviergeklimper u. dgl. m. Endlich verdienen auch die nicht für Kinder berechneten Sitzapparate des Hauses Beachtung. In ärmern Familien oder solchen, die nur über beschränkte Räumlichkeiten verfügen, kommt die mangelhafte Beleuchtung, die Enge und Unruhe der Umgebung noch hinzu, das Zustandekommen der Arbeiten hindernd und dadurch die tägliche Arbeitszeit verlängernd.

Von den Schulbehörden ist nicht nur im allgemeinen eine Beschränkung der aufzugebenden häuslichen Arbeiten angeordnet und den Eltern ein gewisses Kontroll- und Einspruchsrecht eingeräumt worden, sondern es läßt sich auch wohl jede Direktion angelegen sein, das Maß der Hausaufgaben zu überwachen und den Übergriffen und Ungleichheiten, die immer wieder vorkommen werden, entgegenzutreten. Auch ist für jede Klasse und Altersstufe ein vernünftiges Maximum häuslicher Arbeitszeit fast überall festgesetzt. Wenn daneben die Eltern das Ihrige thun, so müssen die Klagen, die nie ganz verstummen werden, ihre Berechtigung immer mehr verlieren.

Fortsetzung. — Dem Turnen und der Pflege der Turnspiele redet man mit Recht das Wort, und es ist zu hoffen, daß diese Bestrebungen, mit Eifer und Geschick kultiviert, sich als sehr heilsam und segensreich für unsre Jugend erweisen werden. Man hat aber auch die Einsetzung von „Unterrichts-Gesundheitsräten“ vorgeschlagen, welche, aus Ärzten und Pädagogen zusammengesetzt, bestimmen sollen, wieviel Zeit und Kraft der Jugend ausschließlich und unbedingt zur Pflege der Gesundheit und zur körperlichen Ausbildung übrig bleiben müsse. Dies Kollegium soll „mit den nötigen gesetzlichen Vollmachten ausgerüstet sein um unstatthafte Zustände durch ein absolutes Veto zu hindern.“*)

Denkt man sich die Thätigkeit dieses Instituts auf die Schule beschränkt, so dürfte es als Regulator des Arbeitsmaßes sich meist als überflüssig erweisen, da es im allgemeinen weder an der nötigen Einsicht und Aufsicht noch auch an der Verständigung mit ärztlichen Ratgebern fehlt. Einem Hauptübel wird diese

*) Colsman, die überhandnehmende Kurzsichtigkeit unter der deutschen Jugend, Verlag von Wiemann in Barmen, 1877.

neue Behörde doch nicht abhelfen können. Ich meine das pädagogische Ungeschick, mit dem so oft junge Philologen, welche bei aller Gelehrsamkeit von jedem im Seminar ausgebildeten Volksschullehrer beschämt werden können, in Unterklassen ratlos stehen und sich auf Kosten der Jugend mit dem Abhören und Aufgeben des nur halb verstandenen, weil nicht methodisch verarbeiteten Stoffes begnügen. Hier wird immer die Hauptarbeit dem Hause zugemutet.

Wie aber in den Häusern, wo sie am nötigsten wäre, die Kontrolle sich vollziehen soll, bleibt einstweilen unerklärt. Wahrlich, die Mitglieder eines Tierschutzvereins haben leichtre Arbeit; denn es läßt sich besser feststellen, ob deines Nächsten Ochs oder Esel überbürdet ist, als ob sein Sohn sich in solcher Lage befindet.

In einer Hinsicht nur wäre das Einschreiten einer derartigen Kommission und überhaupt eine Zuhilfenahme ärztlichen Beirats zuweilen erwünscht, nämlich bezüglich der Prophylaxis in den Schuleinrichtungen und im Schulbetrieb. Wenn man auch im allgemeinen jetzt rationelle Schulhäuser mit reichlicher Ausstattung hinzustellen pflegt, die wohl der Witz mißgünstiger Kritik sogar als „Schulpaläste“ zu bezeichnen Grund findet, so bleibt es doch fast unbegreiflich und bedauernswert, wie selten die Vertrautheit mit den dabei in Betracht kommenden Hauptregeln und Erfordernissen selbst bei denen zu finden ist, deren Pflicht und Beruf es wäre, sich darum zu kümmern. Gar viel wird immer noch aus Unwissenheit gesündigt in der Orientierung, der Lichtverteilung, der Bankkonstruktion, dann auch

in der Beschaffenheit von Papier und Druck unsrer Schulbücher, der Aufeinanderfolge der Lehrfächer und der — Vielschreiberei. Zudem hat die Volksschule, die als Aschenbrödel zu viele vornehme Schwestern neben sich hat, noch zu sehr mit Überfüllung der Klassen, sowie mit mangelhafter Reinlichkeit und Lüftung zu kämpfen. Leider sind es aber oft die Lehrer selbst, die aus ihrem Schlendrian sich schwer aufstören lassen und demselben gar bald nach geschehener Schulrevision wieder verfallen.

Was insbesondere die höchst bedenkliche Thatsache betrifft, daß unter der deutschen Jugend mehr als in andern Ländern die Kurzsichtigkeit zu Hause ist, so wird man die von Dr. Colsman in der oben genannten Schrift aufgeführten Gründe im allgemeinen gelten lassen müssen, womit freilich die Sache noch nicht gebessert ist. Auf eine ganz wesentliche Ursache dieses Übels sei hier noch hingewiesen und ein Vorschlag zur Besserung angeschlossen. Es ist schon hier und dort ausgesprochen worden, und jedem, der sich nicht eines besonders starken und leistungsfähigen Sehorgans erfreut, kann es die eigne Erfahrung bestätigen, daß man länger und folglich wohl mit weniger Anstrengung des Auges das anhaltende Lesen eines lateinischen Drucks als eines Buchs mit unsern deutschen Lettern ohne Ermüdung leisten kann. Das verschnörkelte Beiwerk der letztern, welches die einfachen charakteristischen Grundformen verhüllt, will doch überwunden sein und scheint in seiner fortwährenden Wiederholung dem Auge des Viellesenden eine unnütze Mehrarbeit zuzumuten, die auf die Dauer eine Schwä-

chung des Auges zur Folge haben kann. Dieser Umstand würde — falls die Beobachtungen von Fachmännern dieser subjektiven Erfahrung Recht geben sollten — sehr dringlich für die vollständige Abschaffung der deutschen Lettern im Schulgebrauch sprechen. Könnte man sich aber dazu entschließen, so wäre zugleich damit der lernenden Jugend, die bisher immer mit zwei Alphabeten operiert, eine nicht ganz kleine Arbeitslast abgenommen.

Die Fabriksschule. — Nicht jeder Schulfreund gelangt dazu die richtige Fabriksschule aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Wer aber einmal hineinblickt, der wird kaum einen andern als einen traurigen und niederschlagenden Eindruck davon gewinnen.

Das Gesetz gestattet ja, daß die schulpflichtige Fabrikbevölkerung nur drei Stunden täglich vom Unterricht in Anspruch genommen werde. Daher hat man seitens der Gemeinden dürftige Schuleinrichtungen vorsehen müssen um dies Minimum von Erziehung und Unterricht den jungen Fabrikarbeitern zu sichern. Solche Fabriksschulen nun sind noch nicht die übelsten; denn da werden die Schüler doch für einige Zeit der Fabrikatmosphäre entrückt. Man hält wenigstens darauf, daß die Zeit recht benutzt wird; ein Gemeindelehrer steht der Schule vor und die Firmen haben nicht mitzusprechen.

Schlimmer aber sieht es meistens aus in einer Fabriksschule, welche die mächtige Firma in ihren Räumen selbst unterhält, wie solches in einigen Industriezentren noch sich findet. Da sitzen in einem engen, lichtarmen, und selten nur einigermaßen reinlich gehaltenen Raume des Etablissements die Parias der

Schule vor einem Lehrer, den die Gewohnheit und auch wohl allerlei eigne Misere längst abgestumpft hat gegen fremdes Elend. Ein seltsam gemischter widerlicher Dunst von Menschenschweiß, Maschinenfett, Schmutz und dem eigentümlichen Geruch des verarbeiteten Rohstoffs umgibt uns. Er durchdringt alles und ist durch keine Ventilation zum Weichen zu bringen. Ringsum hört man das Geräusch der weiter hastenden Maschinen, das Stampfen, Rasseln und Schnurren, welches die zum Unterricht erforderliche Ruhe auch für ein an dies Getöse gewohntes Ohr ganz erheblich stört. Vor uns sitzen die Schüler oder Schülerinnen, auch wohl beide Geschlechter vereinigt. Vollzählig sind sie nie; eine Anzahl ist zum Reinigen der Maschinen, der Arbeitsräume oder zu andern Arbeiten, die dem Werkmeister wichtiger und notwendiger scheinen, zurückbehalten worden. Man nimmt es damit ebensowenig genau wie mit dem Stundenplan, dem Anfang und Schluß der Schulstunden; denn hier herrscht allein die Firma und das Geschäftsinteresse. Eben von der Maschine kommend, in Arbeitskleidung, den Schmutz und mancherlei Spuren ihrer Arbeit noch sichtbar an sich tragend haben die Schüler Platz genommen. Man sieht, wie das ruhige Sitzen ihnen wohlthut, und wie dies Empfinden einstweilen das einzige ist, dem sie zugänglich sind. Bücher werden verteilt und dann wird gelesen d. h. es wird die Lesefertigkeit geübt, die in frühern Schuljahren, welche von der Fabrikarbeit noch nicht beeinträchtigt waren, erworben wurde; denn hier hat man sich im wesentlichen auf die Sorge zu beschränken, daß Gelerntes

nicht wieder ganz abhanden kommt. Wenn dann aber der Lehrer (wir lassen dahingestellt, wie oft dies zu geschehen pflegt) erklärend und fragend auf den Inhalt des Gelesenen eingeht, den Schülern näher treten, ihrem Herzen und Gemüt sittliche Wahrheiten näher bringen will — wie schwer ist da ein Echo zu wecken! Wie stumpf starren die meisten ihn an, denen das Denken eine seltsame Zumutung scheint, eine Aufgabe, zu der sie aus dem gewohnten Kreise ihrer Anschauungen den Übergang nicht finden! Andre wieder blicken dabei fast ironisch drein — der Lehrer nennt es „frech“. Sie haben noch Scharfsinn genug den Kontrast herauszufühlen zwischen dem Leben, das ihnen bestimmt ist, und den Worten des Lehrers, zwischen den Tonarten, aus denen man jenseits und diesseits von jener trennenden Wand zu ihnen spricht. Aber sie fühlen, daß jenseits der Schulschwelle ihre Existenz begründet und dies alles nur Aufputz ist. Sie wissen, daß sie vom Werkmeister abhängig sind und nicht vom Schulmeister. Nur eine kleine Zahl ist noch der Belehrung zugänglich, hat sich noch genug kindlichen Sinn, Empfänglichkeit und einige Lernfähigkeit bewahrt unter dem Druck der Arbeit. Es sind dies fast immer die jüngsten der Klasse. Auch von diesen werden noch manche unterliegen, und wer öfter die Schule besucht, kann an ihnen deutlich genug die traurigen Rückschritte beobachten. Das ist die Schule der Sozialdemokratie, die man offiziell „Fabrikschule“ nennt!

Man wird einwenden, daß es zunächst doch am Lehrer liege, wenn die drei täglichen Schulstunden so wenig Frucht schaffen. Gewiß liefse sich hier und da

mehr leisten und der Zugang zu den Herzen sich finden, wenn der Lehrer nicht fabrik- und tagelöhnermässig arbeitete. Die abstumpfende tägliche Gewohnheit und der Schlendrian thun aber bei der ganzen nachlässigen und unpunktlichen Führung des Unterrichtsbetriebs, dem meist nur die letzten Stunden des Tages eingeräumt sind, auch das Ihre. Das Grundübel ist und bleibt doch immer die unnatürliche Verbindung von Fabrik und Schule, welche beide ihre Ansprüche an die noch zarte Jugend geltend machen. Diese hat davon den Schaden zu tragen, indem sie bei eintönig mechanischer und ermüdender Arbeit in luftarmen Räumen frühzeitig des Schlechten, das Ohr und Herz vergiftet, genug lernt, zu anderm Lernen aber die Lust und Fähigkeit bald einbüßt und jeder sittlichen Verführung wie auch den Theorieen sozialistischer Apostel desto zugänglicher wird, die sich an die Unzufriedenheit, den kaum dabei fehlenden Neid und an alle schlechten Instinkte wenden.

Ist denn nun dieses Institut der Fabrikschule und der Paragraph des Gewerbegesetzes, auf den es sich gründet, wirklich nötig und nicht zu entbehren? Wen soll man fragen? Die beteiligten Fabrikanten etwa? Ich kann ihr Urteil in eigener Sache nicht für maßgebend oder auch nur für unverdächtig und zuverlässig halten. Dennoch sind auch bei ihnen die Meinungen sehr geteilt. In derselben Stadt wird von den Vertretern desselben Industriezweiges der eine seine auf Erfahrung gestützte Meinung dahin aussprechen, daß eine lebensfähige Industrie der Aufhilfe durch Kinderhände nicht bedürfe, während sein Konkurrent, der auf weniger festen Füßen steht oder weniger humane

Grundsätze hat, ganz anders spricht und für sein Votum sogar recht wohlwollend klingende Gründe ins Feld führt. Ob die Handelskammern oder andre die Industrie vertretende grössere Korporationen sich irgendwo für die Notwendigkeit der Kinderarbeit ausgesprochen oder Veranlassung gehabt haben sich darüber zu äussern, ist mir nicht bekannt geworden. Jeder Schulmann aber weiss, wie wichtig der erzieherische Einfluss, der regelmässige Unterricht und das Schülersein überhaupt gerade für die letzten Jahre der Schulpflicht ist, und welchen Schaden die Jugend davon trägt, wenn ihr diese Zeit verkümmert wird und sie zu früh in das Joch der Fabrikarbeit kommt. Auch die Arbeiterfamilien, die selten im stande sind ihr wahres Interesse zu erkennen und zu vertreten, sollten bei geregelten Lohnverhältnissen dieser verfrühten Mithilfe der Kinder entbehren können. Mit einer Industrie aber, die auf die Ausbeutung der jugendlichen Kräfte angewiesen zu sein glaubt, muss es doch übel bestellt sein.

Darum würde es als ein grosser Fortschritt zu begrüssen sein, wenn die deutsche Gesetzgebung sich endlich entschlösse, gleich der schweizerischen, alle Kinderarbeit in Fabriken ganz zu verbieten und damit die Fabrikschulen aus der Welt zu schaffen, die ein Hohn auf alle gesunde Pädagogik und Pflanzstätten der Sozialdemokratie und der Verwilderung sind.

II.
Stand und Beruf

1.

Urteile über Lehrer. — Für den Schulmann ist es immer interessant von Erwachsenen Urteile über die Lehrer ihrer Jugend zu hören. Belehrend ist solch Urteil namentlich dann, wenn wir die Männer, von denen die Rede ist, selbst kennen oder gekannt haben. Nicht selten hören wir dabei wohl das Lob aussprechen, daß man bei dem Lehrer R. oder dem Professor Y. „eigentlich viel gelernt“ habe. Dann wird uns ein erinnerndes Zurückdenken meist sagen, daß der Gelobte nicht ein Mann war, welcher durch große Gelehrsamkeit glänzend seine Schüler in hohem Fluge mit sich fortzureißen suchte und darauf aus war ihnen eine Menge von Kenntnissen und wissenschaftlichen Resultaten mitzuteilen. Es wird sich vielmehr zeigen, daß der gute Nachruhm demjenigen gilt, der, in kleinem Kreise sich bescheidend, zwar nicht geringe Anforderungen an die Schüler stellte, immer aber sein Augenmerk darauf richtete, daß das Gelernte zum wirklichen und bleibenden Eigentum des Schülers wurde. Der Gelobte wird den großen Vorzug vor andern gehabt haben, daß er sein Interesse für die Sache andern mitzuteilen, anzuregen und die Selbstthätigkeit zu fördern verstand. Dies gelingt aber auch nur dem, der seinen Gegenstand zum Verständnis zu bringen weiß

und es nicht versäumt sich immer wieder zu überzeugen, ob durch Selbstthätigkeit des Schülers das Kennen zur Einsicht gefördert sei.

Dazu ist aber, aufser dem Lehrgeschick und der Lehrkunst, durchaus erforderlich, dafs der Lehrende ganz seinen Stoff beherrsche, mithin aus dem Vollen schöpfe, und dafs er die Schüler gründlich kenne, also leicht herausfinde, was und wo es fehle.

Junge Lehrer sind eben darum noch nicht solche Meister, weil dieser Blick der Erfahrung ihnen fehlt. In unsern Volksschulen — leider aber nicht dort allein — vermisst man diese Meisterschaft immer da, wo der Lehrende seinen Gegenstand nicht genügend beherrscht und armselig dünnen Leitfäden folgen mufs.

Ein Lehrer, dem die Dankbarkeit seiner Schüler über das Grab hinaus gesichert bleibt, wird aber noch eine andre gute Eigenschaft haben müssen. Ohne über die Disziplin der Klasse ängstlich zu wachen, wird er den Schülern ein gewisses Vertrauen zeigen, welches, wenn auch hier und da mißbraucht, nicht verfehlt die Mehrzahl zu gleich honettem Verhalten zu zwingen. Das ist bei größern Schülern immer die beste Disziplin.

Der junge Herr Lehrer. — Dem jungen Lehrer darf man unzweifelhaft manches zu gute halten, so lange er in dem Alter steht, in welchem wohl jeder von uns in Jugendthorheiten das Seinige geleistet hat. Auch ist es ja nicht der schlechte Wein, der am längsten gärt. Aber was vielleicht einem Studenten oder andern jungen Leuten zu verzeihen wäre, die noch ohne amtliche Stellung und aufser Gott nur ihren Vätern verantwortlich sind für ihr Thun und Treiben, das muß doch anders beurteilt werden, wenn es ein Lehrer sich zu schulden kommen läßt. Der junge Lehrer hat ein Amt, und zwar ein sehr verantwortliches Amt. Ist er früher dazu gekommen als andre Jünglinge seines Alters, und gab ihm der liebe Gott zum Amt nicht gleich auch den nötigen Verstand, so hat er um so mehr für den Vorzug frühzeitiger Versorgung zu danken und das Vertrauen sich erst zu verdienen. Dies aber könnte ihm gerade dadurch erleichtert werden, daß die tägliche Berufsarbeit ihn immer wieder daran erinnert, wie sehr er in seinem Amte des Vertrauens bedarf, wie viel von ihm erwartet und wie scharf auf ihn gesehen wird.

Ein großer Teil der üblen Nachrede, die dem Lehrerstande schadet, wenn sie auch nur von Übelwollenden und Unwissenden ausgehen mag, hat derselbe

diesem ausgärenden Übermute junger Amtsgenossen zu verdanken. Ihre Ausschreitungen werden eben nicht ihrer Jugend, sondern dem Stande zur Last gelegt, dem sie bereits angehören in den jungen Jahren, welche andre noch einzig der Berufsvorbildung zu widmen haben.

Im Dorfe hat der junge, eben aus dem Seminar entlassene Lehrer, der noch keinen eigenen Herd besitzt und an den wohl auch die Gesellschaft ihre Ansprüche macht, meist eine schwierige Stellung. Wie mancher strauchelt, fällt und erkaufte die verspätete Einsicht zu teuer. Der Abstand ist gar zu groß: In engen, oft ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, dann unter strenger Anstaltszucht gehalten, jetzt auf einmal selbständig und gar Standesperson, dazu junges Blut von zwanzig bis einundzwanzig Jahren — was wunder, wenn die guten Vorsätze nicht immer vorhalten! Wenn solch junger Herr seinem Affen Zucker gibt, wenn zuerst Eitelkeit und dann Leichtsinns ins Kraut schießen!*)

In der Stadt ist der äußere Zuschnitt des Lebens freilich ein anderer, aber die Gefahr ist dieselbe, wenn auch die Ausschreitungen nicht so offenkundig werden. Der junge Lehrer ist sich der Würde seines Amtes, die er vorzugsweise gern gegen ältere Kollegen geltend macht, sehr bewußt und setzt sie doch aufs Spiel,

*) Sehr mit Unrecht hat man hier und da die Seminare verantwortlich machen und gewissermaßen verlangen wollen, daß sie für die spätere Haltung und Führung ihrer Zöglinge sich verbürgen, an denen sie doch geleistet haben, was in drei Jahren möglich war, und die sie in einem noch so bedenklichen Alter entlassen.

wenn seine Jugend der Verführung unterliegt. Welche Erfahrungen würde man aber wohl machen, wenn man junge Leute gleichen Alters aus andern Berufsklassen ohne Aufsicht in selbständiger amtlicher Stellung liefse?

Darum bleibt es ein großer Übelstand, daß bei uns der Seminarist beim Austritt aus der Anstalt, deren strenge Ordnung bis dahin sein Leben regelte, meist sogleich selbständig in ein Amt tritt, in welchem die beständige Leitung und tägliche Kontrolle ihm fehlt, deren er noch durchaus bedürfte. Gar mancher hat nächst seinem Leichtsinne nur diesem Übelstande, den er doch als ein Glück zu preisen geneigt war, es zuzuschreiben, daß er später so schmachvoll Schiffbruch litt. Die Erfahrungen höchst betrübender Art, die bei den sogenannten Wiederholungsprüfungen hier und da gemacht werden, gehören auch hierhin. Man kann daher die weise Vorsicht süddeutscher Schulgesetzgebung nur loben, welche das Amt des „Schulmeisters“ oder Volksschullehrers mit seiner Selbständigkeit der Jugend noch vorenthält als ein Ziel, das nur durch Fleiß und Wohlverhalten zu erreichen ist, dem aber dann auch mehr Ehre und Ansehen gegönnt wird, als bei uns gebräuchlich ist. Bis dahin bleiben die Anfänger als Hilfslehrer ältern Kollegen untergeordnet oder werden als Schulverweser und Schulverwalter hier und dort kommissarisch und ohne große Ansprüche verwendet. Auf diese Weise wird dann der Seminar-kursus durch eine praktische Lehr- und Probezeit vervollständigt, dem Unerfahrenen ein äußerer Halt gegeben und vieles Unheil verhütet.

Zu solchem Unheil rechne ich u. a. auch unbedenklich die Unsitte des frühen Heiratens. Der Ausführung in Beispielen, an denen es leider nicht fehlt, wird es kaum bedürfen. Kein Verbot wäre nötiger als das Verbot der Eheschließung vor abgelegter zweiter Lehrerprüfung, welcher ordnungsmäßig erst die feste Anstellung folgen kann. Freilich sollte es eigentlich nicht nötig sein etwas zu untersagen, was schon die Klugheit und was auch sittliche Rücksichten verbieten. Einem besonnenen Menschen, den nicht der Hafer sticht, sollte doch der Gedanke ans Heiraten fern bleiben, und er wird sich auch nicht dazu drängen und verlocken lassen, so lange er noch keine gesicherte Stellung hat. Aber die allzufrühe Selbständigkeit bei guter Besoldung steigt nach überstandener entsagungsreicher Jugend gar manchem zu Kopf, und die Sorgen schleichen hinten nach mit der Reue.

3.

Anspruchslosigkeit. — Anspruchslos sei der Lehrer, stille Entsagung sein Los! — So verlangt es die Welt von denen, die durch ihr Lehramt vielen Augen ausgesetzt sind.

Ob alle, die dies verlangen und sich stets bereit zeigen den Einzelnen, wie den ganzen Stand, zu tadeln, wo sie Ansprüche und Unbescheidenheit wittern, ein Recht haben zu ihrer Kritik? Im allgemeinen wird man wohl zugeben müssen, daß eine Zeit und ein Geschlecht, das in allen Ständen und nach allen Richtungen so vermehrte Ansprüche zur Schau trägt wie das heutige, wenig Berechtigung hat über einen einzelnen Stand zu Gericht zu sitzen, der an ihren Fehlern mit trägt. Auch mag nicht immer dieser Tadel, wo er begründet scheint, aus guter Gesinnung kommen.

Handelt es sich dabei nur um die äußere Stellung und Haltung, so wird es wesentlich darauf ankommen, welchen Platz man mit solcher Kritik dem Volksschullehrer anweisen will. Es ist ja kein Zweifel, daß der ihm gegönnte Platz vielfach ein gar niedriger ist, daß die unwürdige Stellung, die ehemals der

Lehrer hatte, noch keineswegs vergessen und daß man geneigt ist andern Beamten bei geringerer Bildung die Ansprüche nicht zu verübeln, welche der Lehrer nicht soll laut werden lassen. Wenn dann dagegen der Einzelne wie der ganze Stand sich sträubt, wenn man in Vereinen wie in der Presse für eine bessere Würdigung eintritt, so darf niemand das den Angegriffenen verargen; denn es ist ihr gutes Recht.

Dennoch bleibt es richtig: Genügsam und bescheiden sei der Lehrer des Volks! Weil man den rechten Lehrer sich anders nicht denken kann, ist die Forderung zu allgemeiner Geltung gelangt. Man kann sie anerkennen ohne doch den berechtigten Ansprüchen, die dem Stande so vielfach verübelt werden, entgegen zu treten.

Wie den wahrhaft tüchtigen Mann allemal auch die Bescheidenheit ziert, so ist auch der tüchtige Lehrer allemal ein bescheidener Mann. Er kann die guten Eigenschaften, die ihm Tüchtigkeit verleihen und ihm Ehre machen, nicht haben, ohne unbewußt auch die Tugend der Bescheidenheit zu besitzen. Nicht wenige solcher wackrer Männer sind wir begegnet, an die ich dabei mit wahrer Hochachtung denken muß. Sie wären nicht so bescheiden, wie sie sind, wenn sie, dies lesend, wüßten, daß ich von ihnen rede.

Das Leben ist ernst. Je mehr wir lernen nur recht wenig davon zu erwarten — und dazu braucht man einige Lehrzeit — desto leichter werden wir befriedigt. Je weniger Ansprüche wir an das Leben machen, desto mehr sind wir im stande, das Gute, das es uns

bringt, als solches zu erkennen und dankbar zu genießen. Diese Erkenntnis aber macht zufrieden und genügsam. Sie lehrt den Kern von der Schale, das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden, auf dieses verzichten, jenes erfassen. Hier ist auch der Quell der Heiterkeit und Freudigkeit, deren der Lehrer der Jugend so sehr bedarf.

4.

Gute Laune. — Frohe Laune auf dem Gesicht bei der Liebe im Herzen! wer doch das immer hätte! Gewiß mögen auch andre Leute in diesen Wunsch und Seufzer einstimmen, der Lehrer aber hat dazu besonderen Grund. Er bedarf ja täglich und stündlich in seinem schweren Amte der frohen Laune; und die Jugend bedarf ihrer wie des Sonnenscheins, wenn sie gedeihen soll. Nun ist aber das Leben darnach angethan sie uns oft gründlich zu verderben. Woher denn sollen wir sie nehmen? Frohe Laune und Liebe im Herzen! Eins ist nicht ohne das andre. Die Liebe aber wohnt nur in einem festgegründeten Herzen, das seinen Schwerpunkt, seinen Frieden gefunden hat und aus dem ewigen Quell alles Guten immer neu zu schöpfen und sich zu verjüngen versteht. Die frohe Laune, der Humor ist ja nur eine Äußerung, ein Widerschein des liebevollen und dadurch frohen Gemüths.

Aber es ist einmal nicht anders. Die Liebe, die als ewiger Besitz das Herz durchleuchtet, strahlt uns doch nicht immer heiter aus den Augen und redet nicht allemal freundlich von den Lippen. Gar zu vieles, im Leiblichen wie im Geistigen, tritt hemmend und

störend ein, was den Gleichmut der Seele und damit die heitre Laune uns raubt. In einer seiner prächtigen Geschichten erzählt uns der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter von dem heißblütigen Kaufmann Kurz, den seine kluge Frau ins Bett zu complimentieren und einzusperren pflegte, wann er verstimmt und mißlaunig war. Sie wußte aus Erfahrung, daß er an solchen Tagen nichts Gutes zuwege brachte. Wem nun ein so energisches Eheweib nicht gegeben ist, der sollte sich mit seiner Verstimmung eigentlich selbst einsperren, um Übles zu verhüten. Was würde aber der Schulinspektor sagen, wenn er den Lehrer im Stubenarrest fände anstatt in der Schule bei der Arbeit! Mit dem Einsperren wird's also wohl nicht gehen. Es gibt auch eine gut gemeinte alte Regel, welche uns etwa lehrt: „Suche mit der üblen Laune dich allein abzufinden und nur die gute trage unter die Menschen!“ Wer kann sie aber wohl weniger befolgen als der Lehrer? Unerbittlich ruft ihn — mag sein Herz frei oder bedrückt sein — zur bestimmten Stunde regelmäßiger Tagesarbeit der Glockenschlag vor der Kinder Augen. Und sie sind sehr scharf, diese Augen! Da gilt es denn strenge Selbstzucht zu üben, aufzublicken zu dem, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist, mit vorsichtiger Zurückhaltung aufzutreten und das Herz in die Hand zu nehmen, bis es — was Gottlob nicht so schwer ist — von kindlichem Frohsinn wieder angesteckt, gewissermaßen von dem Feuer, das aus Kinderaugen strahlt, wieder aufgetaut ist. Wie manch bekümmertes und bedrücktes Vater- und Mutterherz hat aus Kindesaugen Trost und neuen Mut gewonnen!

Sollte ihn der Lehrer nicht auch da finden? Traurig aber ist's bestellt bei jenen Schultyrannen, denen forschend die Kinder erst nach Gesicht und Gebärden zu sehen pflegen um voraus zu wissen, ob das Wetter am Schulhimmel wieder einmal trübe und ein Gewitter im Anzug ist. Solchem Unwirschen und Grämlichen mißrät alles, weil sein Urteil getrübt ist. Ihm fehlt, weil er alles schwer nimmt und schwarz sieht, der rechte Maßstab der Beurteilung, so daß er ungerecht werden muß. Jedes Versehen erscheint ihm als ein Verbrechen, der Irrtum als Bosheit oder Borniertheit; und wehe den Armen, die seine Laune fühlen müssen! Dem wackren Schulmeister aber, der mit frischem, fröhlichen Geiste dabei ist, gelingt das Werk, daß er mit Lust treibt. Lust und Eifer übertragen sich ja und erzeugen wieder Lust und Eifer bei andern.

„Lustmachen ist besser als Schelten.“ Das ist ein goldnes Wort. Befolgen kann es aber nur derjenige, welcher selbst mit Lust bei der Sache und dem in seinem Berufe wohl ist. Das Lustmachen verlangt einen heitern Sinn, das Schelten ist dem Mürrischen geläufig.

Zum Lustmachen aber gehört kein Späsmacher. Nicht eben selten findet man beides verwechselt, was einen unsäglich unangenehmen Eindruck macht. So gut sich der heitre Ton, also auch der Scherz eines Lehrers, der die Zügel immer in der Hand behält, mit dem rechten Ernste verträgt, so wenig ist das Späsemachen und die Witzelei in der Schule am Platz. Auch das Witzeln auf Kosten der Schüler, die Ironie, ist vom Übel, weil sie leicht auf Spielplatz und Strafe ihre

Fortsetzung findet und Verbitterung erzeugt, wenn sie auch von jeder Bosheit fern die Besserung eines Schülers zum Zweck hatte. In dem Munde eines durchaus tüchtigen und von allgemeiner Achtung getragenen Mannes mag sie bei vorsichtiger und sparsamer Anwendung, nachdem andre Mittel nicht gefruchtet haben, diesen Zweck zuweilen erreichen ohne nachtheilig zu sein. Sie bleibt aber im allgemeinen bedenklich und kann nicht Liebe schaffen, wie sie denn auch selten aus der Liebe stammt.

Der rechte Humor dagegen ist eine Gottesgabe, welche aus einem liebevollen Herzen kommt und auch wieder die Liebe erzeugt, die alles leicht macht.

5.

Argere dich nicht! — Das erinnert an ein beliebtes Scherzwort, das in unsrer nervösen Zeit in Mode gekommen ist und vielfach angebracht wird, passend und unpassend. Dem Lehrer aber und besonders dem jungen Lehrer, darf man es wohl im Ernste zurufen.

Menschen, die sonst dem Lehrerstande wenig Anerkennung geben, ihn auch kaum recht zu beurteilen vermögen, pflegen doch wohl das Eine hervorzuheben und gelten zu lassen, daß der Beruf des Lehrers sehr viel Geduld erfordere, mehr als sie sich selbst davon zutrauen. Soviel ist ihnen nämlich noch aus der Schülerzeit in der Erinnerung geblieben, daß sie selbst des Lehrers Geduld reichlich und überreichlich in Anspruch genommen haben, und sie können, wenn sie zu Haus ihre eigenen Früchtchen ansehen und an so manchen Ausbruch ihres väterlichen Zornes denken, nicht annehmen, daß es in diesem Stück jetzt anders geworden sei.

Es ist auch so. Wenn ein Maler Engel darzustellen hat, so pflegt er ihnen zwar Kindergestalt zu geben, woraus man aber nicht den Rückschluß machen darf, daß die Kinder immer Engel seien. Sie sind es nicht und machen genug Verdrufs. Sehen wir auch ab von den traurigen Schulklassen, wo der Lehrer die

Zügel des Regiments ganz verloren hat und daher zuweilen von den Schulbuben wie von losgelassenen Plagegeistern erbarmungslos gepeinigt wird. Auch in der Schule, in der gute Zucht herrscht, auch die Schülerzahl so mäßig ist, daß sie aufrecht erhalten und dabei der Einzelne hinlänglich im Auge behalten werden kann, gibt es der aufregenden Auftritte genug. Mangelhafte Leistungen, Beweise von Fahrlässigkeit und Faulheit, mancherlei Unarten, zuweilen auch Bosheiten und empörende Roheiten stellen des Lehrers Geduld immer auf harte Proben. Dazu kommen dann wohl die unvernünftigen Zumutungen der Eltern, die übel deuten, was doch gut gemeint und nötig war, thörichtes Reden über die Behandlung ihrer Kinder, wohl gar Grobheiten und heftige Szenen mit Hausfriedensbruch oder Unterrichtsstörung. Sie können schon eher auch einem ältern Lehrer den Kopf warm machen und den letzten Rest von Geduld ihm rauben. Endlich kommt wohl gar noch der Schulvorstand und der Lokalschulinspektor! Auch mit ihnen ist nicht überall leicht auszukommen, und, wenn auch, wo in diesem Verhältnis kein rechter Friede und keine Freude ist, die Schuld auf beiden Seiten zu sein pflegt, so sind doch des Lehrers Klagen über falsche Beurteilung und unbillige Zumutungen nicht allemal unbegründet. Darum auch hier wieder der Zuruf: Ärgere dich nicht!

Die Mahnung läßt sich auch positiv und in andrer Form geben, in der sie sich besser ausnimmt. Das findet sich aber auf einem andern Blatt.

6.

Prügelstrafen. — Seit den Zeiten des Königs Salomo, dessen Weisheit bekanntlich der Rute sehr das Wort redet (vgl. Sprüchw. 13, 24 und 23, 13), hat man unendlich viel über die Anwendbarkeit der Prügelstrafe bei der Jugenderziehung gesprochen und geschrieben, und neuerdings scheint durch allerlei bedenkliche Vorgänge und Erfahrungen die Debatte, wenigstens in Deutschland, aufs neue angeregt worden zu sein. Die Frage mag ja manchem noch diskutabel scheinen; wir überlassen es aber andern dafür und dawider sich zu ereifern. Schliesslich entscheidet doch — und das ist der Humor bei der Sache — in der Praxis der Schule wie des Hauses in jedem einzelnen Falle lediglich das Temperament des Erziehers die Frage. Der eine prügelt, weil es in seinem Temperament liegt, der andre kommt ohne dies Mittel aus, weil ihm sein Temperament das erlaubt. Das sollte freilich nicht sein; doch ist es so, wie die Erfahrung lehrt. Aber hier liegen Fußangeln!

Eine Faust im Sack zu machen ist sonst wohl ein Verfahren, das als mannhaft nicht zu rühmen ist. Beim Erziehungsgeschäft aber empfiehlt es sich dennoch sehr, vorausgesetzt, daß die Faust nicht immer drin bleibe, sondern mit Überlegung dann auch rechtzeitig

einmal gebraucht werde. So wird mancher Temperamentsfehler sich korrigieren lassen, und die nicht lange hinausgeschobene, aber auch nicht übereilte Züchtigung wird eine besonnene und kann auch eine wirksame sein, weil sie von dem rechten väterlichen Charakter etwas hat, den Rückert uns lobt mit den Worten:

„Der Vater straft sein Kind und fühlet selbst den Streich,
Die Härte ist ein Verdienst, wenn dir das Herz ist weich.“

7.

Gegen den Strom! — Aus einer Schule kommend, deren Lehrer über allerlei widrige Verhältnisse und störende Einflüsse unendliches klagte und dabei wenig leistete, fuhr ich einst auf einer Dienstreise stromabwärts in einem gemieteten Nachen um ein andres Schuldorf zeitig zu erreichen. Gutmütig sprach ich dem Fährmann mein Bedauern aus, daß er bei dem hohen Wasserstande Mühe haben werde sein Fahrzeug wieder heim zu bringen. Der Mann mochte ähnliches gedacht haben. Er antwortete fast ingrimmig und recht selbstbewußt mit dem kräftigen Satze: „Ja, zu Thal helfen alle Heiligen, aber zu Berg hilft einem kein Teufel!“

So ist's aber allerwege und in jedem Stande. Wo wirklich etwas zu leisten ist, sind wir auf uns selbst angewiesen, auf unsre eigne Kraft und Tüchtigkeit. So ist's namentlich auch im Lehrerleben. Wer unter günstigen Umständen in Amt und Beruf das Seinige zu stande bringt, hat noch nicht bewiesen, daß er ein Meister ist. Wer aber, unter schwierigen, widrigen Verhältnissen ausharrend, still und unverdrossen sein Werk fördert und tüchtiges schafft, der ist ein Meister. Es hilft ihm zwar kein Teufel, dafür aber

spürt er, wenn er ein rechter Mann ist, in sich etwas von der Kraft Gottes, die in dem Schwachen mächtig ist.

Welche Freude, hier und dort in einer Schule es bestätigt zu finden, wie der Arbeit, wenn sie nur mit rechter Treue gethan wird, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen der Erfolg nicht ausbleibt! Welch beschämendes Zeugnis aber stellt sich ein Lehrer aus, der sich ewig in Klagen über die Hindernisse seines Amtes ergeht und damit sich selbst zu rechtfertigen und seine mangelhaften Leistungen zu entschuldigen meint!

Vor- und Nachbereitung. — Tägliche und gründliche Vorbereitung auf den Unterricht pflegt man von jedem Lehrer zu fordern. Wo sie fehlt, wird wohl Trägheit im Spiele sein. Mancher glaubt aber auch für seine Person der besondern Vorbereitung nicht zu bedürfen und beruft sich, wenn er so ehrlich ist, das Ansinnen nicht von vorn herein diplomatisch lächelnd abzulehnen, auf die lange Praxis, die ihn nicht ratlos und im Stich lassen könne. Junge Lehrer glauben wohl gar mit der Seminarzeit und den abgelegten Prüfungen das Ihre gethan und ihre Tüchtigkeit ein für alle mal hinreichend bewiesen zu haben, wenn sie auch nicht so dreist sind auf diesen Schein sich ausdrücklich zu berufen. In dem einen wie im andern Falle liegt eine höchst bedauerliche Selbstzufriedenheit zu Grunde, welche nicht bloß dem, der sie kund gibt, wenig Ehre macht, sondern auch alle Erfolge in Frage stellt, die nicht mit der bloßen Routine zu erreichen sind. Nach den Ursachen dieser oder jener mangelhaften Leistung braucht man da nicht weiter zu suchen.

Wo aber das Lehrgewissen noch rege ist und

die Vorbereitung nicht zu fehlen pflegt, da muß doch noch ein anderes wichtiges Stück dazu kommen, ich meine die nachträgliche Selbstschau, die Selbstkritik über den erteilten Unterricht nach der Stunde, welche ich die „Nachbereitung“ nennen möchte. Äußern Anlaß zu derselben gibt freilich schon das Tagebuch, dessen Führung jedem Lehrer obliegt. Es ist aber selbstverständlich, daß nur der behandelte Stoff zur Eintragung kommen kann. Über das Wie der Leistung hat jedesmal die stille Nachbereitung Rechenschaft zu geben. Erschwert ist sie allerdings da, wo eine Reihe von Stunden in verschiedenen Disziplinen nach einander erteilt, dadurch der frische Eindruck verwischt wird und auch wohl eine Abspannung eintritt. Dennoch ist sie nicht zu versäumen und hat großen Segen.

Oft haben wider Erwarten die Erfolge einer Unterrichtsstunde der aufgewendeten Mühe nicht entsprochen. Woran liegt das? Wie oft habe ich mir diese Frage vorgelegt! Wie oft auf dem Heimwege oder in meinen vier Wänden mir gestanden: Heute war's nicht, wie es sollte! Abgesehen von den Fällen, wo etwas Äußeres, Physisches, sei es in der Umgebung oder im eigenen körperlichen Befinden, hemmend wirkte, fand ich nicht selten, daß wegen noch nicht genügender Vorbereitung die Sache nicht klar und frisch genug vor der eigenen Anschauung gestanden und deshalb die Frische und Klarheit in der Darstellung gefehlt hatte. Ein andermal ergab die Selbstprüfung, daß trotz gründlicher Vorbereitung und gerade da, wo ich meiner Sache recht sicher war, der Unterricht doch mißglückte. Dann führte wohl weiteres

Besinnen zu der beschämenden Überzeugung, daß eigne Zuthat, s. z. s. ein eitles Hervortreten der eignen Person, das Bestreben mehr zu geben, als dienlich war, die Sache und den Unterricht geschädigt hatte. Oft aber auch ging ich froh nach haus im Gefühl, daß das Schwere über Erwarten gut gelungen, daß nicht die Präparation, wohl aber die Sorge überflüssig gewesen war. Das hebt und tröstet dann wunderbar.

Kennst du solche Erfahrungen der Selbstschau, junger Lehrer? Wahrlich, diese Selbstrevision, wenn sie rechter Art ist, ist strenger und förderlicher als die eines fremden Inspektors.

9.

Fortbildung. — Während man bei allen übrigen Beamten, welche in Staat, Kirche und Gemeinde angestellt werden, voraussetzen scheint, daß die im Examen nachgewiesene Vor- und Ausbildung genüge zur Führung ihres Amts, pflegt man hierzulande — ich weiß nicht, ob's überall so ist — jedem Elementarlehrer, wenn er auch beide Prüfungen bereits bestanden hat, in sein Anstellungsdekret noch die wohlgemeinte Ermahnung einzuwickeln „stets eifrig auf seine Fortbildung bedacht zu sein.“ Ob sich diese Form der Vermahnung und Gewissensschärfung besonders wirksam und kräftig erwiesen hat, ist nicht wohl festzustellen. Sie ist aber herkömmlich und wird noch für nötig gehalten. Warum wohl?

Die Fortbildung schadet gewiß niemanden und ist in gewissem Sinne unzweifelhaft jedem Menschen notwendig. Der Lehrer aber — nicht nur der Volksschullehrer, sondern jeder, der zu irgend einem Lehramte berufen ist — darf nie vergessen, daß es kein rechtes Lehren ohne fortgesetztes Lernen gibt, daß er also nicht bloß sein Wissen s. z. s. in Fluß halten,

sondern auch planmässig die Zuflüsse nähren muß zu dem Vorrat, aus dem er Altes und Neues täglich schöpfen soll. Dazu kommt für den Elementarlehrer aber noch die weitere Erwägung, daß er von manchem Wissen doch erst die Elemente kennen gelernt und einen Grund gelegt hat, auf dem weiter zu bauen ist, um zu einigem Überblick zu gelangen auf einem Gebiet, auf dem er doch zu hause sein soll. Denn erst von einer gewissen Höhe herab lassen sich die Lücken erkennen, die das Wissen noch hat und die ausgefüllt werden müssen. Daher sind es auch allemal die Unwissenden, die auf ihr Wissen stolz und mit dem Lernen allzeit fertig sind. Endlich ist nicht außer acht zu lassen, daß der Volksschullehrer sehr jung in sein Amt tritt und mithin früher als andre die erfahrene Leitung in seinen Studien entbehren muß, deren er, wenn er auch einigermaßen selbständig zu arbeiten gelernt hat (was nicht immer der Fall ist) noch sehr bedarf. Daher liegt allerdings die Gefahr nahe genug, daß er, sich vernachlässigend, dem guten Anfang keinen guten Fortgang folgen lasse, ohne welchen er doch zurückgehen und wissenschaftlich verkommen, damit aber auch in seinem Unterricht dem Schlendrian verfallen muß.

Was ist natürlicher, als daß wohlmeinende Vorgesetzte diese Gefahr besser erkennen und an dieselbe den jungen Lehrer zu erinnern sich verpflichtet fühlen, besonders in dem wichtigen Zeitpunkt, da er sein Amt antritt. Darum sind solche Worte, die man ihm in letzter Stunde noch vorhält, für den Lehrer, dem sie gelten, weder überflüssig noch beschämend.

Sie sollten vielmehr bei jedem zu einem ernsten, frommen Gelübde werden, bei dessen Ablegung er sich ein erhabenes Vorbild zum Muster nehmen mag. Kein Geringerer nämlich als unser Kaiser Wilhelm hat einst in einem ähnlichen Momente frei und fest die Worte gesprochen und sie als ein Gelübde für das ganze Leben niedergeschrieben:

„Ich will an meiner Geistes- und Herzensbildung unablässig arbeiten.“

Vorbilder und Ideale. — Als ich einst einen jungen Lehrer, der erst kürzlich vom Seminar gekommen und mir dort schon als besonders strebsam und tüchtig bekannt geworden war, bei der Arbeit fand, fiel mir in dem wohlbekannten übergroßen Saale auf einer alten, nicht mehr benutzten Wandtafel, die im Rücken der Kinder, also dem Lehrer von seinem Pulte aus sichtbar, angebracht war, ein sorgfältig in großen Zügen gezeichnetes M in die Augen. Auf meine Frage nach Zweck und Bedeutung des Zeichens erhielt ich erst nach einigem Zögern die Aufklärung, daß der junge Mann auf diese Weise sich den Anfangsbuchstaben des Namens seines mir wohl bekannten Lehrers und Seminardirektors vor Augen stellte, um beim Unterrichten auf Schritt und Tritt an seine Lehren und sein Vorbild erinnert zu werden. Was man von den Leistungen sah und hörte, machte schon damals und machte auch später dem Meister wie dem Jünger, ich meine dem Lehrer des Lehrers wie dem Lehrer selbst, alle Ehre. Leider hat der Tod den wackern Menschen inzwischen aus der Schule abgerufen.

Jedem jungen Lehrer aber möchte ich solchen Sinn und solche Begeisterung für ein gutes Vorbild, jedem Seminardirektor und Seminarlehrer wenigstens einige Zöglinge für jeden Jahreskurs wünschen, die solchen Eifer und solche Schwärmerei für ein persönliches Vorbild mit hinaus nehmen ins Amt. Gibt es doch für einen Anfänger keinen bessern Sporn und für den Meister keine bessere Anerkennung, mag immerhin die Liebe nur Vollkommenheiten sehen und lauter Licht, wo doch auch Schatten sein wird. Es ist ja der Jugend eigentümlich, daß alles was gut und recht ist, was ihre Anerkennung und ihre Bewunderung in Anspruch nimmt, sich ihr in einer Persönlichkeit darstellen kann, die es vermochte hinzureißen und einen überwältigenden Eindruck zu machen, als Verkörperung aller Vorzüge. Leider fehlt es aber dem einen an Eifer und Ernst oder an Wärme und Unmittelbarkeit des Empfindens, dem andern auch wohl an einer Persönlichkeit, die zu solchem Vorbild sich eignete.

In spätern Jahren pflegen die Farben des Idealbildes zu verblassen oder nachzudunkeln, die persönlichen Züge mehr und mehr zu schwinden, so daß, durch eigene Erfahrung gereinigt, das Ideal selbst, der Begriff des Guten und Erstrebenswerten an sich übrig, aber immer doch der ewige Pol bleibt, zu dem nach allen Schwankungen die Kompaßnadel die Richtung wieder einschlägt.

So erzählt uns Berthold Auerbach*) von einem Lehrer, der schon die zweite Dorfgeneration unter Händen

*) Neues Leben, I. Buch.

hatte und vom ersten Tage an sich täglich und stündlich selbst zur Ordnung rief durch die beiden Worte „Liebe! Geduld!“, welche sich auf dem Deckel seines Lehrpultes eingeschrieben fanden. Damit sollte wohl nicht bloß die Summa aller Lehrertugenden bezeichnet, sondern es sollten auch gerade die Fehler angedeutet sein, die eben diesem Lehrer bei seinem lebhaften Temperament und seinen widrigen häuslichen Verhältnissen am meisten gefährlich sein mochten.

Auch hier kann man wohl sagen: Probatum est. Aber mein junger Freund mit dem M gefällt mir doch besser.

Lernen und Umlernen. — Schon der alte Goethe klagt: „Es ist schlimm, daß man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsre Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen. Wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.“ (Wahlverw. Kap. 4.)

Wie viel mehr Grund zu solcher Klage hat aber erst das heutige Geschlecht, das so gewaltige Veränderungen der Dinge und so erstaunliche Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens erlebt! Macht man sich das immer klar? Der wahrhaft gebildete und in seinem Fach tüchtige Mensch weiß es freilich; und weil er es weiß, ist er unablässig bestrebt wenigstens auf seinem Gebiet durch Zulernen, Umlernen und Korrigieren seines Wissens nicht zurückzubleiben. Daß er nicht andern Gebieten auch diese weitre Pflege widmen kann, bleibt dabei Gegenstand seiner schmerzlichen Resignation. Aber wie viele gibt es, die sich, auf ihre alten Schulzeugnisse pochend, recht gebildet und modern, ganz auf der Höhe der Zeit stehend dünken, ohne es zu ahnen, daß sie längst, „aus der Mode gekommen“ sind, weil sie das Um- und Weiterlernen aufgegeben und sich vernachlässigt haben! Es liegt

wohl auf der Hand, daß dies Umlernen, das allen, die etwas gelernt haben, nützlich und rätlich ist, für den Lehrer eine ganz unerläßliche Pflicht sein muß. Mögen andre für sich mit dem alten Vorrat wohl noch auszukommen sich trösten. Was aber der Lehrer gelernt hat, das ist nicht bloß für den Privatgebrauch bestimmt. Es wirkt nicht nur eine ganze Generation weiter, sondern ist ein Schatz auf den Hunderte und Tausende der künftigen Generation angewiesen sind. Da gilt nur kurante Münze, kein veraltetes Gepräge; und es darf nicht gekargt und gespart werden. Darum muß unablässig gesichtet und für Auffrischung und Mehrung des Vorhandenen eifrig gesorgt werden.

Dabei hat dann der Lehrer noch den großen Vorzug, um den ihn andre Stände beneiden mögen, daß diese Arbeit des Weiter- und Umlernens ihn in seiner Berufsarbeit durchaus nicht stört, sondern damit in schönstem Einklang steht, ja einen Teil derselben ausmacht.

Eigne Kindersorgen. — Der prächtige Onkel Bräsig, der trotz seiner „drei Brauten“ ledig bleiben mußte, pflegt in bedeutenden Momenten seinem gepressten Herzen Luft zu machen mit dem Ausruf: „Korl, was ist das menschliche Leben!“ Bei Bogumil Goltz las ich die Bemerkung, daß man selbst und in eignen Familien-Angelegenheiten nach der Hebamme und der Totenfrau gelaufen sein müsse, wenn man verstehen und andern klar machen wolle, was Geburt und Sterben, was das Leben mit seinen Sorgen bedeute.

So habe ich in jüngern Jahren, wenn ich von Kindersorgen und Kinderzucht, von Leiden und Sterben amtlich reden mußte, es immer als einen großen Mangel, der mich fast schüchtern machen konnte, empfunden, daß ich das alles noch nicht selbst erfahren hatte. Aber auch hier gilt das alte, von Goethe wieder in Umlauf gesetzte Sprichwort:

„Was man in der Jugend wünscht, hat man
im Alter die Fülle.“

Der liebe Gott hat das später sehr reichlich nachgeholt und dafür gesorgt, daß auch solche Erfahrungen mir nicht ausblieben. Jetzt kann ich auch vom Leiden und vom Sterben reden.

Ganz besonders für den Lehrerberuf bedarf man dieser Erfahrungen und Sorgen am eignen Herd. Sind sie auch nicht unerläßlich notwendig, so erleichtern sie doch manches. Darum wünsche ich jedem Lehrer einen eigenen Hausstand und einige gesunde Kinder ins Nest. Ein Herz für Kinder mag ja auch der Ledige haben, und wenn er ein rechter Lehrer ist, wird er es haben. Verständnis aber für sie, auch für die unbewußten Regungen ihres werdenden Charakters, wie sie im Spiel und im Schaffen im Schmeicheln und im Toben, in ihrer ganzen Art und Unart sich äußern, das holt er sich am besten aus der eignen Kinderstube. Sie gibt ihm für das Wesen fremder Jugend erst den Maßstab. Alles wird er von dort aus richtiger, vieles milder beurteilen lernen. Gilt dies zunächst von den kleinen Kindern, so wächst doch die Erfahrung bald genug auch an die größern heran. Namentlich aber wird fremde Kinderzucht richtiger verstanden, wenn man täglich und stündlich am eignen Fleisch und Blut seine Experimente und Erfahrungen zu machen hat. Die Folge davon ist auch, daß dann alles ein andres Verständnis findet, was seitens der Eltern seiner Schüler dem Lehrer so oft entgegentritt an Sorgen und Klagen, an Beschönigungen, an Ansprüchen oder gar Vorwürfen. So können sich die Beziehungen zwischen Schule und Haus offenbar segensreicher gestalten, als dies da möglich sein wird, wo sich bei mangelnder Erfahrung in eigner Kinderzucht und in eignen Familiensorgen beim Lehrer ein rechtes Herz d. h. ein Vaterherz nicht voraussetzen läßt. Das sagt wohl auch dem

einfachsten Manne, der mit einem Lehrer oder Schulinspektor über diese Dinge zu sprechen hat, das natürliche Gefühl. Darum werden solche Reden nicht selten eingeleitet mit den Worten: „Sie haben ja selbst Kinder, darum wissen Sie dies und jenes aus Erfahrung.“ Und in der That: geschickter kann auch eine schlechte Sache nicht eingeleitet werden.

Magst du also deinen Kursus in der Pädagogik noch so gut durchgemacht und inne haben, lieber Lehrer — sobald dir eigne Kinder geboren werden, beginnt für dich ein neuer Kursus, der dir genug Neues zu lernen gibt, das deiner ganzen Schülerschar und allen späteren Jahrgängen zu gute kommen soll. Schon Pestalozzi sagt (von der Erziehung): Man findet eher tausend Menschen, die im stande sind aus der Beobachtung ihrer eigenen Kinder sich wichtige Erziehungsgrundsätze für sie zu abstrahieren, als einen einzigen, der durch Nachdenken über die Natur und die allgemeinen Bedürfnisse des Menschen sich fähig macht in einem besondern Fall ein einzelnes Kind den Bedürfnissen seiner bestimmten Lage gemäß zu erziehen.“

Bei der Lehrerin ist es ein andres. Ihr diktiert gewissermaßen schon das unmittelbarste Gefühl, was der Mann durch erneute Erfahrung erst lernen muß. Man möchte fast sagen, daß ihr Geschlecht dem Kindesleben näher steht und einen offnern Sinn dafür habe. Darum geht die Lehrerin mit den blöden und unbeholfnen Anfängern besser um und auf ihr kindliches Wesen liebevoller ein. Sie trifft, auch bei mangelnder Seminarschulung, in der Regel besser den

richtigen Ton für die Unterstufe als der Mann. Aber auch in den Mädchenklassen der Oberstufe; wo sie es nur mit ihrem eigenen Geschlechte zu thun hat, wird die Lehrerin, wenn sie sonst rechter Art ist, bald die gehörige Stellung finden, ihre Schülerinnen verstehen und richtig beurteilen, dann aber auch richtig behandeln lernen.

Arbeit und Lohn. — Die Statistik ist doch eine recht rücksichtslose junge Wissenschaft. Kaum sind die Lehrergehälter soweit erhöht, daß sich im allgemeinen die äußere Lage der Volksschullehrer besser gestaltet hat und Äußerungen der Dankbarkeit an die Stelle bitterer Klagen getreten sind, da kommt ein Meister der Statistik*) und weist uns mit unwiderleglichen Zahlen nach, daß die Lehrer und alle Männer, die etwas Höheres treiben als Handarbeit, kaufmännische Geschäfte od. dgl., fast umsonst arbeiten, jedenfalls aber ihre Arbeits- und Lebenskraft nicht recht verwerten und in klingende Münze umsetzen. Es wird uns da vorgerechnet, daß die Ausbildungskosten eines Menschenlebens bis zur Erwerbsfähigkeit bei allen Besoldungen nicht genügend in Anschlag gebracht werden. Diese Lebens- und Arbeitskraft kostet nämlich an sich (nach der Berechnung des Statistikers) bei einer mit dem fünfzehnten Lebensjahr abgeschlossenen, bloß elementaren Bildung im ganzen 2800 Mark, bei mittlerer, bis zum zwanzigsten Jahre fortgesetzter Bildung 8000 Mark und bei höherer Bildung, welche erst mit dem fünfundzwanzigsten Jahre

*) Engel, der Wert des menschlichen Lebens. Ein Vortrag.

ihren Abschluß findet, gar 27 000 Mark. Mithin müßte das erste Kapital sich vorab mit 112 Mark, das zweite mit 320 Mark und das dritte mit 1080 Mark jährlich verzinsen. Der Elementarlehrer, der offenbar seiner ganzen Bildung nach in die zweite Kategorie gehört, wäre demnach, ohne sich dies bisher klar gemacht zu haben, eigentlich und von Rechts wegen ein Rentier d. h. ein Mann von 320 Mark Jahresrente, die von seinem Lohne vorab in Anschlag und Abzug zu bringen wäre. Setzen wir diese Rechnung etwas fort: Bei einem Durchschnittsgehalt von 1000 Mark, von dem 320 Mark als Ausbildungszinsen zu berechnen wären, würde seine eigentliche Arbeit und aufgewendete Anstrengung sich also nur mit 680 Mark jährlich oder mit 1 Mark 86 $\frac{1}{3}$ Pf. täglich bezahlt machen. Wenn er nun auch gerade nicht umsonst arbeitet, so arbeitet er doch billiger als viele oder die meisten Männer der ersten Kategorie, die ein kleineres Ausbildungskapital zu verzinsen haben.

Wozu nun das? Soll die kaum beschwichtigte Unzufriedenheit des Standes wieder geweckt werden? Gewiß nicht! Das mögen allerdings die Zahlen dem, der es noch nicht gewußt hat, beweisen, daß diejenigen Lehrer ihren Beruf verfehlt haben, die nichts Höheres kennen als irdischen Vorteil, auch diejenigen, die neidisch immer auf andre sehen, welche es nach ihrer Meinung besser haben. Solche können daher nichts Bessres thun als ein Amt, das sich so schlecht bezahlt macht, möglichst bald mit einer, mehr lohnenden Thätigkeit vertauschen. In ihren Augen muß eigentlich der Nachbar Bauer und Schulvorsteher N. als der feinste

Kopf gelten. Der weiß nämlich ganz genau, wieviel er für seine Schweine und Kälber fordern muß um die Auslagen ersetzt zu bekommen, und überläßt andern die Schweinemast oder Kälberzucht, sobald er merkt, daß seine Rechnung nicht stimmt. Dabei aber gibt er sich doch immer den Anschein nicht begreifen zu können, wofür der Lehrer „das viele Geld“ bekommen soll.

Dieselben Zahlen der Statistik sagen aber auch dem, der sie zu deuten versteht, klar genug, daß die auf eine erweiterte Ausbildung verwandten Kosten und Mühen dem Menschen einen innern Wert verleihen, der von allen äußern Verhältnissen unabhängig und ihm unverlierbar bleibt. Das ist also ein Vorzug, dessen man sich freut ohne zu fragen: wie rentiert er sich? Und zwar genießt man diesen Vorzug, der eine materielle Einbuße zur Folge hat, wie obige Rechnung zeigt, desto mehr, je höher die Stufe der Bildung ist, die man erreicht hat.

Mit den Besten und Gebildetsten der Nation tritt der Lehrer durch seinen Beruf in eine Gemeinschaft, denn auch seine Arbeit gilt dem Wohle der Menschheit in eminentem Sinne. Sein Beruf der Menschenbildung ist und bleibt ein höherer als der des Geschäftsmanns oder Arbeiters, die für die Befriedigung materieller Bedürfnisse zu sorgen haben. Das biblische Wort, daß jeder Arbeiter seines Lohnes Wert sei, bleibt wahr. Wo aber die Frage: was wird mir dafür? immer voran steht, da fehlt jede ideale Auffassung des Berufs, da redet man umsonst von den Schönheiten desselben, auch von dem innern Lohne, den alle tüchtige Arbeit in sich trägt.

Der deutsche Volksschullehrer wird immer, ob auch die Gehälter und namentlich — was am meisten zu wünschen — die Alterszulagen mit der Zeit noch erhöht und damit berechtigte Klagen beseitigt werden, mit den meisten Beamten und mit den Gelehrten das Los teilen, dafs er zeitlebens in bescheidenen Verhältnissen ausharren mufs, in denen ohne grofse Ordnung und sehr umsichtige Sparsamkeit nicht auszukommen ist. Wo diese aber herrschen, da scheint fast ein besonderer Segen auf den knappen Kompetenzen unsrer Lehrerfamilien zu ruhen. Wenigstens ist es oft schwer zu verstehen, wie dieser und jener es möglich macht nicht nur auszukommen d. h. sich ehrlich über Wasser zu halten, sondern auch seine Kinder zu etwas Tüchtigem heranzubilden und dabei noch für des Lebens Schmuck und Erheiterung immer einige Groschen übrig zu behalten.

Unterstützungen, Gratifikationen u. dgl. — Im preussischen Etat für das Volksschulwesen figurirt alljährlich eine recht bedeutende Summe, welche von den Bezirksregierungen zu Unterstützungen, einmaligen Zuwendungen u. dgl. für Elementarlehrer verausgabt wird. Alljährlich wächst auch die Zahl der Gesuche und Bittschriften, die alle darauf ausgehen bei der grossen Verteilung einen möglichst ansehnlichen Anteil zu erhaschen. Ich sehe den ganzen Posten und sehe diese Briefe eigentlich mit grossem Unbehagen immer wieder erscheinen.

Es wird ja der besondern Notfälle, die eine Bitte um Hilfe vollständig rechtfertigen und eine ausserordentliche Beihilfe sehr wünschenswert machen, immer geben. Das System der Unterstützungen aber, wie es noch gehandhabt wird, wobei gewissermassen die Dreistigkeit und Zudringlichkeit prämiirt wird, oft auch eine geschickte Darstellung mit Verschweigen der einen und übertreibendem Hervorheben der andern Umstände Erfolg verspricht und eine günstige Fürsprache des nächsten Vorgesetzten etwas gilt, scheint doch in hohem Grade bedenklich. Es widerstreitet durchaus dem Interesse einerseits des Staates, der nimmer Zufriedenheit von Beamten wird erwarten dürfen, die er zu neuen

Ansprüchen immer wieder auffordert, anderseits aber auch des Standes, indem es fast demoralisierend wirkt. Während es sonst von jeher die Ehre und der gute Ruhm des deutschen Beamten ist, daß er bei einem knappen, aber festen Budget zu rechnen und hauszuhalten versteht, wird der Lehrer auf solche Weise gewöhnt immer noch auf eine Extraeinnahme zu rechnen. Wo aber das geschieht, da ist dann das Bedürfnis leicht gefunden und bewiesen. Dann wird in beweglicher, nicht immer würdiger Weise geklagt, und ist der Versuch einmal gelungen, auch die anfängliche Scheu dabei überwunden, so ist das Betteln schon halb zur Gewohnheit geworden, und wird fortan auf den Erfolg mehr oder weniger fest gerechnet. Immer behält aber doch die Annahme solcher Unterstützungen, welche bedenklich an Almosen erinnern, etwas Beschämendes. Es wäre gut, wenn dies dem Stande erspart und die Summe zu richtig verteilten Gehalts- oder Alterszulagen verwendet werden könnte.

Das Alter. — Das Alter bringt dem Lehrer neue Sorgen und — außer den Gebrechen, die es niemand zu schenken pflegt — noch seine besondern Erfahrungen trauriger Art, welche andre Berufsklassen nicht kennen. Man war lange geneigt die stets wiederholten und in letzter Zeit bei getäuschten Hoffnungen immer dringender laut werdenden Bitten um Regelung des Lehrerspensionswesens und um Leistung der Ruhegehälter aus Staatsfonds für wenig begründet und wohl gar für ein Zeichen ewiger Unzufriedenheit des Standes zu halten. Wer aber von den Zuständen, wie sie jetzt sind, einige Kenntniss hat und Einsicht nimmt in all das widerliche, unwürdige Treiben, das sich in manchen Gemeinden (es gibt auch rühmliche Ausnahmen) gelegentlich einer solchen Pensionierungsfrage abspielt, der muß eine Änderung auf diesem Gebiet im Interesse der Schule und ihrer Lehrer, ja im Interesse der öffentlichen Moral dringend herbeisehnen. Er ahnt, wie manche heimliche Thräne durch das erhoffte Gesetz getrocknet, wie mancher stille Seufzer, manche bange Sorge von den Herzen derer genommen werde, die nichts als die verdiente Ruhe für ihren Lebens-

abend suchen, zu Kampf und Streit aber sich nicht mehr stark genug fühlen.

Fast unglaublich ist es, wie hart und ungerecht oft der Bauer sein kann, wo es sich darum handelt eine für unnütz und nicht gewinnbringend gehaltene Ausgabe zu vermeiden. Noch mehr fast als in eigenen Angelegenheiten zeigt er solche Härte in Gemeindeangelegenheiten, wo das Gehässige der Mafsregel nicht auf ihn fällt und er sich als Glied einer Majorität gedeckt glaubt. Das wissen die Lehrer, die unter ihnen alt geworden sind, sehr wohl und, weil sie es wissen, darum mögen so viele von ihnen sich nicht entschliessen den Sturm gegen sich heraufzubeschwören, den ein Pensionierungsantrag immer befürchten läfst.

Es liegt in der menschlichen Natur, dafs es niemand leicht wird sich zu sagen: Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo du dein Amt niederlegen mufst, weil du nun allgemach dazu unfähig geworden bist und deine Arbeit des Lohnes nicht mehr wert ist. Dem Lehrer aber mag dies Geständnis besonders schwer werden, weil ihm der tägliche Verkehr mit der Jugend zum Bedürfnis geworden ist und er in demselben nicht leicht merkt, wie die Leistungen (für die ihm in der Regel auch jeder Mafsstab der Vergleichung fehlt) allmählich schwächer geworden sind. Es bedarf daher nicht selten fremden Rates um den Jubilar oder den von Krankheit geschwächten alten Lehrer zu dem entscheidenden Schritt zu bewegen, der den Verzicht auf das liebe Tagewerk unwiderruflich macht. So lange aber dieser Schritt durch Kargheit und niedrige Ge-

sinnung roher Menschen so erschwert werden darf, wie es heute noch hier und dort geschieht, kann ein Wohlmeinender kaum dazu raten, wenn auch noch jahrelang die Schule in altersschwachen Händen zu leiden haben sollte.

Zwei Beispiele für viele und aus nicht zu fernliegender Praxis mögen die Sache illustrieren. Beide stammen aus einem Gebiet, wo die Anstellung der Lehrer gesetzlich ohne Mitwirkung der Gemeinden stattfindet.

Ein Lehrer war — ein seltner Fall in dieser wanderlustigen Zeit — während mehr als fünfzig Jahren in derselben Stelle, die er als Seminarist einstmals bezogen hatte, thätig. Vieles hatte sich inzwischen geändert, nur das eine war unverändert, daß seine Schule nach wie vor überfüllt und sein Gehalt auf dem Minimum blieb. Da kam die Zeit, daß der bescheidene Greis, der sich nicht verhehlte, daß die Kraft zu fehlen beginne, an den Rücktritt dachte. Er kannte aber seine Leute und sagte damals voraus, was geschehen würde. Die Bauern im Schulvorstand und Gemeinderat des durchaus nicht armen Dorfs nahmen die Vorlage sehr übel auf und beschlossen dem Lehrer, der aus Übermut nun nicht mehr arbeiten wolle, gar keine Pension zu bewilligen. Als sie den Ernst sahen und von der Aufsichtsbehörde gezwungen wurden, zahlte die Gemeindekasse dann allerdings den Minimalatz. Was aber der Lehrer auf Schritt und Tritt zu hören bekam, und welcher Art noch heute die Wünsche der Steuerzahler für ihren alten Lehrer sind, das mag man sich denken. Dem Lehrer kann man freilich den

Vorwurf nicht ersparen, daß, anstatt zu spät Wehe zu rufen, es besser gewesen wäre den Stab „Wehe“ zu schwingen zur Zeit, als das Gesindel, das jetzt im Gemeinderat sitzt, noch unter seinen Händen war. Dann hätte es vielleicht doch heute noch Respekt vor dem alten Lehrer, und — auf jeden Fall hätt's nichts geschadet.

Der andre Fall betrifft eine Lehrerin. Sie war keineswegs bejahrt oder an den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Sie hatte immer getreulich ihrem schweren Amte in dem einsamen Walddorfe vorgestanden und sich tadelfrei geführt. Aber sie wurde krank, und ihre Kränklichkeit, die von Dauer zu werden schien, machte die Väter der Gemeinde besorgt. Sogleich dachte man an die drohende Pensionierung auf Kosten des Gemeindesäckels. Die mußte man zu vermeiden suchen. Zu dem Zweck wurden nun Lügen ersonnen. Systematisch wurde gesprächsweise und offiziell die Ehre der Schuldlosen in den Staub getreten, sogar die Natur und Veranlassung ihrer Krankheit auf die gehässigste Weise gedeutet. Alles dies mit der Absicht die Absetzung oder Versetzung der kranken Lehrerin zu erwirken. Was hilft es nachher der Armen, ob sie auch bei ihren Vorgesetzten Schutz findet? Die Krankheit kann geheilt, aber die Ehre nicht wieder hergestellt werden. Damit ist denn der rechte Rückhalt und die Berufsfreudigkeit dahin, und wieder ähnliche Erfahrungen stehen in Aussicht, wenn die Kräfte einmal wirklich versagen und dann die wohlverdiente Ruhe ihr nicht gegönnt wird.

Soll ich zum Schluß noch von dem Bürgermeister

erzählen, der den Kreisphysikus ausschickte um eine für sein Residenzdorf bestimmte Lehrerin erst körperlich zu untersuchen, wie ein Bauer, der beim Kuhhandel dem Juden nicht traut und den Vieharzt zu Hilfe ruft? — Es sei genug! Es sind das ja keine erfreulichen Bilder aus unserm Schulleben; doch ist es nützlich die Augen davor nicht zu verschließen. Wir wollen aber hoffen, daß sie bald wie ein „Märchen aus alten Zeiten“ uns klingen werden.

Gezweigte Schulmeister. — Von einem welt- und menschenkundigen Freunde, einem Schulin- spektor aus der Pfalz, hörte ich einmal den Ausspruch: „Alle Schulmeister sind schwer zu behandeln, am schwersten aber die gezweigten Schulmeister.“ Damit meinte er einen allgemein bewährten Erfahrungssatz auszusprechen. Doch bedurfte derselbe damals für mich und bedarf auch wohl hier für den Leser einer kleinen Worterklärung. „Zweigen“ nämlich ist ein gut deutsches Zeitwort und bedeutet soviel wie Pfropfen oder Veredeln durch ein aufgesetztes Edelreis. Zur Gattung der „gezweigten Schulmeister“ wird also derjenige Lehrer gehören, der nach seiner Seminarausbildung durch weiteres Studium (in der Regel Autodidaxis neben der Berufsarbeit) und durch darnach abgelegte Prüfungen noch eine höhere Qualifikation erworben hat.

Dafs ein solcher sich seines Vorzugs bewußt ist, wird niemand tadeln. Dies um so weniger, da es meist keine ausgetretenen bequemen Pfade sind, die er hinaanstieg, vielmehr ein recht großes Maß von Fleiß und Selbstverleugnung erforderlich war um das beharrlich

verfolgte Ziel zu erreichen, wenn er aber, — wie das wohl vorkommt — in diesem Selbstgefühl sich gern spreizt, leicht verletzt und ängstlich besorgt ist, daß man ihn überall nach Verdienst ehre, kurz sich so gibt, daß obiger Tadel vom „gezweigten Schulmeister“ auf ihn paßt, so ist das zwar nicht schön und wiegt manches auf, aber es ist doch erklärlich. Auch die veredelten, gezweigten Pflanzen sind ja immer empfindlich und wollen mit Vorsicht und Schonung behandelt sein.

Citierwut. — Mein alter Freund M., der ein Schulmeister von Gottes Gnaden, dabei aber zuweilen ein rechter Schalk ist, pflegt wohl im Gespräch einen Gemeinplatz oder eine allgemein bekannte Wahrheit einzuführen mit dem gewichtigen Zusatz: „sagt Diesterweg“ oder „könnte Pestalozzi gesagt haben.“ So z. B.: „Wo Wärme ist, da ist Leben! könnte Pestalozzi gesagt haben;“ oder: „Auf Regen folgt Sonnenschein! sagt Diesterweg.“ Was meint er wohl damit?

Ich denke, er hat es abgesehen auf die schlechte Gewohnheit vieler Standesgenossen ihre Rede ohne Not mit fremden Citaten zu schmücken und auch für das Landläufigste eine pädagogische Autorität ins Feld zu führen. Diese Unsitte, die ich „Citierwut“ nenne, ist in der That sehr verbreitet in der Lehrerwelt. Man braucht nur einige Konferenzvorträge zu hören oder pädagogische Aufsätze zu lesen, um diesen Eindruck zu gewinnen. Auch diejenigen, die selbst etwas leisten und originell genug sind, halten es doch für nötig das Ihre noch mit fremder Zuthat zu verbrämen.

Man sollte erwarten, daß Leute, die selbst Autoritäten und gewohnt sind von früh bis spät und jahraus jahrein so recht als Verkörperung der Autorität

vor ihren Zuhörern zu stehen, nicht das Bedürfnis hätten sich auf fremde Autoritäten zu stützen. Oder macht sich dies Bedürfnis erst geltend, wenn sie außerhalb der Schulwände vor ihresgleichen stehen?

Aus zweierlei Ursachen möchte die Citierwut zu erklären sein. Die fremde Weisheit hat ihren allgemeinen Eindruck nicht verfehlt, ist aber noch nicht recht verdaut, noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, mithin noch nicht zum geistigen Eigentum geworden. Daher kann sie auch nur als fremder Stoff neben und mit dem Eignen vorgetragen werden und behält die fremde Etikette. Das ist nun eigentlich schlimm, kann aber doch als Beweis von Belesenheit gelten und ein gelehrtes Ansehen geben. Und das ist auch etwas wert. So macht man dann gern aus der Not eine Tugend. Das wäre dann der zweite Erklärungsgrund.

Aber nicht etwa blofs bei den Lehrern findet sich die Citierwut. Wer sich darauf einmal ernstlich prüft, der wird im Mißbrauch von Citaten vorsichtiger werden ohne den richtigen Gebrauch derselben zu verurteilen.

Pedanterie. — Man hört wohl die Behauptung, daß sich bei den Männern des Lehrstandes aller Grade ein gewisses Standesmerkmal finde, das man Lehrhaftigkeit, Umständlichkeit oder auch mit einem auf den Stand selbst hinweisenden Fremdworte „Pedanterie“ (Pedant = Schulfuchs) nennt. Diese Eigentümlichkeit ist in der Gesellschaft wenig beliebt und wird als spezifische Schulmeistersünde oft getadelt und noch mehr verlacht.

Wie ist es damit? Ist sie vorhanden? Und wenn sie es ist, ist sie so tadelnswert? Es findet sich da bei Goethe, im siebenten Kapitel des zweiten Teils der Wahlverwandtschaften eine Stelle, die vielleicht Aufschluß geben kann. Dort hat der pädagogische „Gehilfe“ als Mann vom Fach die uniformierten Knaben, seine Schüler, in Gegenwart der Herrin geprüft. Die Resultate und sein Verfahren haben das Interesse der Dame geweckt und er belehrt sie nun auf ihre Fragen, wie die von ihr bewunderte Kunst und Methode lediglich darin bestehe den zu behandelnden Gegenstand erst klar zu erkennen und darzustellen, dann aber die

Aufmerksamkeit dabei festzuhalten und gesprächsweise, aber planmässig zu erkunden, was verstanden sei und was etwa noch der Erklärung bedürfe. Frau Charlotte macht darauf die feine Bemerkung: „Die gute Pädagogik ist also gerade das Umgekehrte von der guten Lebensart. In der Gesellschaft soll man auf nichts verweilen, und beim Unterricht wäre das höchste Gebot gegen alle Zerstreuung zu arbeiten.“

Wir werden nun nicht folgern, daß die Tüchtigkeit eines Schulmanns in umgekehrtem Verhältnis stehen müsse zu seiner gesellschaftlichen Brauchbarkeit. Aber erscheint es nicht wenigstens erklärlich, daß der Pädagoge, dessen Arbeit von Goethe in der angeführten Stelle so treffend gezeichnet ist, und dessen Tüchtigkeit gerade im beharrlichen Verweilen bei einem Gegenstande besteht, von dieser seiner Art und Gewohnheit etwas ins Leben und in den Verkehr mit Erwachsenen hinübernehmen wird, wo denn freilich seine Art als Unart erscheint? Die sonst beliebte Manier oberflächlich, nur springend gewissermaßen und tastend in der Unterhaltung die Gegenstände zu berühren muß ihm unbehaglich, dagegen jedes eingehende Verweilen beim Thema lieb sein, während die Gesellschaft andre Gewohnheiten und Neigungen hat. Er wird daher nicht selten das stabile Element in der Gesellschaft darstellen. Man mag das unbequem finden; Schaden wird es der Gesellschaft nicht bringen. Eine Unart ist nur da zu tadeln, wo ein von niemand gewünschtes Dozieren bekannter oder nicht in Frage gestellter Dinge sich breit macht und die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Zur Unehre aber gereicht diese Eigentümlichkeit unserm Stande so wenig wie dem Arbeiter seine schwierige Hand, dem Schneider sein zerstocheener Finger, dem Offizier das laute Wesen, das er vom Parade- und Exerzierplatz, oder dem Geistlichen die Salbung, die er aus dem Amt in das Alltagsleben und in die Gesellschaft mitbringt.

Schlechte Zeichen. — Man könnte die Menschen allesamt in zwei groſse Klassen einteilen. Die eine würde alle diejenigen umfassen, denen alles Schlechte, Verkehrte und Nichtswürdige, das ihnen kund wird, ein — meist heimlich gehaltenes — Vergnügen macht, indem es ihnen gewissermaſsen eine Berechtigung zur eignen niedrigen Denkweise oder eine Entschuldigung derselben zu bieten scheint. Daſs sie laut nur Tadel äußern über Tadelnswertes, das ihnen doch innerlich verwandt und willkommen ist, darf nicht wundern und paſst in das System der Lüge, dem sie verfallen sind. Zur andern groſsen Klasse würden dann diejenigen Menschen zu rechnen sein, denen alles Gute und Edle, das sie an andern sehen und hören, herzliche Freude macht und wie eine Aufmunterung im eignen Streben, eine Stärkung des ihnen unentbehrlichen Glaubens an das Gute, seine Dauer und seinen Fortschritt willkommen ist, weshalb sie auch immer das Bedürfnis haben es ans Licht zu stellen.

Bedarf es des Beweises, daſs ein richtiger Lehrer, der zum Guten erziehen, das Gute in der jungen Generation pflegen und fördern soll, nur bei der letztgenannten Menschenklasse gesucht werden dürfte? Kein

Statistiker wird uns jemals die Ziffer und das Zahlenverhältnis beider Kategorien offenbaren, da nur strenge Selbstprüfung dem Einzelnen enthüllen kann, mit welchem Mafse von Energie er für das Gute eintritt, ob er rechts oder links steht, oder ob er zu der großen Zahl derjenigen gehört, die zwischen beiden Lagern hin- und herschwanken.

Doch gibt es allerlei Merkmale, die kein Freund der Wahrheit übersehen oder unterschätzen soll. Eines nur sei hier erwähnt. Was soll man dazu sagen und worauf läßt die Thatsache schließen, daß man in Lehrerkreisen soviel Neigung zum Klatsch, zum Herabsetzen und Bekritteln anderer — wenn auch verfehlter, doch ehrlicher — Bestrebungen gewahrt? Welche Schulblätter finden die meisten Leser und welchen Partien ihres Inhalts wird am meisten Interesse entgegengebracht? Es sind nach meiner Erfahrung diejenigen Blätter, die eine große Skandalecke haben, die einige Neigung zum Klatsch nicht verleugnen, durch liebloses Urteilen und anspruchsvolles Auftreten sich hervorthun und aller Nörgelei und Medisance (hier ist jedes deutsche Wort zu gut oder zu derb!) immer offen stehen. Ich wollt', es wäre anders, aber es ist so, und — „wen's trifft, der gehe in sich!“

Standesehre und Eitelkeit. — Konferenzberichte bilden eine stehende Rubrik in manchen Schulblättern und pflegen auch wohl in die politischen Zeitungen niedrer Ordnung ihren Weg zu finden. Sind solche Referate so gehalten, daß sie dem Leser rein sachlich zeigen wollen, wie andre anderswo es treiben, so wird nichts dagegen einzuwenden sein. Aber diese Objektivität sucht man oft vergebens.

Wenn über Versammlungen andrer Stände hier und da in der Presse berichtet wird, so pflegt das sachlich und in angemessener Kürze zu geschehen, so daß die Personen und ihre Qualitäten ganz außer Betracht bleiben. Ganz anders klingen dagegen viele Berichte über Lehrerkonferenzen. Sie zeichnen sich durch ihren Wortreichtum aus. Und welche Phrasen! Da wird die Meisterschaft und oratorische Befähigung des wohl gar mit Namen bezeichneten Vortragenden, die Gediegenheit, die Gründlichkeit, das Lichtvolle des Vortrags, die Formvollendung, die edle und geistvolle Sprache gerühmt u. dgl. m. Es ist doch wohl selbstverständlich, daß jemand auf einen zu haltenden Vortrag sich nach Kräften vorbereitet, daß er vor seinen Kollegen auch in der Form das Beste zu leisten sucht, und daß diese

Leistung dem einen mehr als dem andern gelingt, alle aber auf ein nachsichtiges Urteil der Kollegen zu rechnen haben. „Meisterschaft“ aber ist dabei nirgend zu finden. Sie hat sich bei der stillen Schularbeit und vor den Kindern zu beweisen.

Was soll also die Lobhudelei? Sollten solche Überschwenglichkeiten wohl der Sache und dem Stande dienen? Ich glaube, daß sie beide aufs schlimmste kompromittieren, und bin gewiß, daß die Mehrzahl der Leser aus andern Ständen dasselbe Gefühl haben, dem sie aber dann kräftigern Ausdruck geben.

Noch eine andre Unart, die sich in Berichten über amtliche Konferenzen findet, verdient nicht weniger Tadel. Das sind die Referate, in denen vor dem großen Publikum der Herr Vorsitzende, also ein Vorgesetzter, belobt oder auch kritisiert und getadelt wird. Das eine ist so überflüssig und so unwürdig wie das andre.

Bei den Konferenzen wird es doch so gehalten, daß niemand sein Pfund oder Talent zu vergraben braucht, sondern jeder sein Licht leuchten lassen kann, indem er reichlich Gelegenheit findet seine Meinung, sei sie beistimmend oder abweichend, an den Mann zu bringen. Da ist's am Platz zu reden und für seine Überzeugung einzustehen. Aber die Männer, die da zu reden pflegen und die man gern sprechen hört, wenn das Vorgetragene nur von selbständigem Urteil oder eigener Erfahrung zeugt, sind meistens andre als die Artikelchenschreiber, die sich nachher in Schulzeitungen und — was schlimmer ist — in politischen Zeitungen breit machen. Diese pflegen bei den Konferenzen in den Ecken zu sitzen, nicht zu sprechen,

nur schlau zu lächeln, den Bleistift zu spitzen und viele Notizen zu machen für das große Publikum. Man braucht die Öffentlichkeit nicht zu scheuen, wenn man solches Treiben bedenklich und tadelnswert findet.

Wem dient denn ihr verspäteter Eifer? Doch wohl nur der persönlichen Eitelkeit, dem Selbstgefühl, das solche Skribenten leider vorwiegend bei sich ausbilden. Der Vorgesetzte, an dem sie ihre Feder probieren, bedarf ihres Lobes und ihrer Kritik nicht. Die Standesehre aber muß darunter leiden, wenn die Leser solcher Auslassungen den Eindruck gewinnen, daß bei all den Lehrerkonferenzen im Grunde wenig Andres herauskomme als solche ungewaschene Rederei und Schreiberei.

Man denke sich doch Männer in irgend einer andern amtlichen Stellung, die sich beikommen ließen über die Qualitäten ihrer Vorgesetzten öffentlich so harmlos und kräftig sich zu äußern, wie es manche Vertreter der Lehrerwelt thun! Was würde man dazu sagen? Was würde die Folge sein? Die Disziplin, die der Lehrer nach unten hin anwendet und anwenden soll, sie muß doch wahrlich nicht minder auch nach oben hin gelten, wenn Ordnung bestehen soll. Das begreift auch der Unbeteiligte und Fernstehende: darum verurteilt er solches Gebaren.

Viel gutes Vorurteil hat der Stand leider nicht zu verscherzen. Was aber der Einzelne sündigt, das pflegt dem ganzen Stande zur Unehre gerechnet zu werden. Verhehlen wir uns doch nicht, daß der Lehrerstand mehr Übelwollen als Wohlwollen auf allen Seiten findet, und daß die Zahl seiner Widersacher größer ist als

die Zahl seiner unbeirrten Freunde! Man kann für diese Thatsache der Gründe viele anführen; es wird aber geraten sein nicht bloß draussen, sondern vor allem in der Genossenschaft selbst darnach zu suchen. Dann wird man sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß die Lehrer für diese üble Lage und ihre Folgen sich namentlich und ganz besonders auch bei den schreibseligen Kollegen zu bedanken haben, die ihre Federfertigkeit — wenn auch nicht immer in übler Absicht — zur Herabsetzung des Standes mißbrauchen.

Darum: So lange in der pädagogischen Presse noch soviel Eitelkeit zur Schau getragen, soviel Überhebung verraten und selbst die politische Tagespresse dafür in Anspruch genommen wird, kann es nicht besser werden.

Das Laienelement.

„Fingunt se medicos quivis idiota: sacerdos.
Judaeus, monachus, histrio, rasor, anus.“

Wer diese alte, schon von Jean Paul auf unser Gebiet angewandte Klage der medizinischen Fakultät versteht, wird zugeben, daß es mit der Schule noch viel schlimmer bestellt ist. Es wird daher folgende Übersetzung hier vorgeschlagen:

„In Schulsachen jeder mit redet und tagt,
Nur der Tropf von Schulmeister wird nicht gefragt.“

Das Laienelement ist in der That oben auf. Es hat nicht nur mitzureden, sondern leider vielfach auch zu entscheiden und zwar in allen Instanzen bis zum Dorfschulzen hinab. Aber auch ohne amtliche Befugnis redet jeder mit darein. Wunderbar ist es dabei und dem Schulmann immer höchst befremdlich, mit welcher naiven Sicherheit das meist geschieht, wie an seinem Beruf und an der Berechtigung dazu niemand, auch der sonst Vernünftige nicht zweifelt. Hat doch jeder einmal auf der Schulbank gesessen, wie sollte er in Schulsachen nicht Bescheid wissen! Das freilich hat er unter anderm vergessen — wenn er es je gehört hat — was schon der alte Plato zu bedenken gibt, daß eine jede Sache nur dem Sachverständigen anvertraut

werden soll, daß aber ein anderer in Sachen der Kunst, ein anderer in Sachen des Unterrichts und der Erziehung Sachverständiger sei, und daß daher auch der Sachverständige, wenn er nun einmal Schuster ist, bei seinem Leisten zu bleiben habe, dagegen nicht jeder, der Schuhe oder Stiefel trägt, sich auch auf das Schuhwerk verstehe.

Es ist ein schöner Gedanke von der Schulgemeinde und dem Gemeinde-Schulrat, dessen Mitglieder alle vom wärmsten Interesse für einen guten Unterricht und eine gediegene Erziehung beseelt den Beirat des Lehrers bilden und eine Art von öffentlichem Censoramt üben. Anders aber sieht die Sache doch in Wirklichkeit aus! Da möchte man fast den Schulvorstand den besten nennen, dem die Gesetze möglichst wenig Kompetenz beliefen. Denn der schlechte Maßstab eigener unzulänglicher Bildung verleitet ihn gut zu heißen, was in seinen Kinderjahren für leidlich gelten mochte, und allem sein Mißtrauen entgegenzubringen, was darüber hinausgeht. Dazu kommt, daß die Sorge um den eignen Geldbeutel, der durch Schulsteuern etc. bedroht ist, ihn karg und geizig macht. Nein, die Schulvorsteher, die der Schule nützen können, sollen noch erst geboren und erzogen werden. Wir müssen also Geduld haben und s. z. s. a male informato ad melius informandum appellieren. Einstweilen aber hat die Schule manchmal Grund zum Gebet: „Behüte mich vor meinen Freunden!“ Namentlich sind es zweierlei Schulfreunde, die man argwöhnisch im Auge behalten muß.

Da sind zunächst die Leute, denen die Volksschule nie genug leisten kann, die geneigt sind von ihr alles

Heil zu erwarten und die sie darum für alles, was ein Mensch fürs Leben braucht, sogar für die besondere Berufsbildung in Anspruch nehmen möchten. Landwirtschaft, technisches Zeichnen, Buchführung, Handwerksgriffe, Volkswirtschaft, Gesetzeskunde und allerlei gewerbliche Kenntnisse und Fertigkeiten sollen — je nach lokalen Bedürfnissen — getrieben und gelernt werden. Wo man dann der Einsicht sich nicht verschließen kann, daß die Schule selbst nicht Raum hat für dergleichen, da soll wenigstens des Lehrers Kraft und Zeit in Anspruch genommen werden für Obst-, Seiden-, Bienenzucht und für allerlei landwirtschaftliche und gewerbliche Nebenbeschäftigungen, von denen die Schule selten etwas Andres als Schaden hat. Gegen Bienen- und Seidenzucht läßt sich gewiß nicht viel einwenden, und doch wird der Imker oder Bienenvater kaum ruhig in der Schule stehen, wenn die Schwarmzeit seiner Bienen da ist. Desgleichen wird der Seidenzüchter kaum seine Zeit richtig teilen zwischen den Raupen, an denen sein Herz hängt, und den Schülern, denen es gehören soll. Darum weg mit den Allotrien, die nur schaden!

Die andre Art von Schulfreunden betont vornehmlich die Erziehung als Aufgabe der Schule und glaubt damit das lösende Wort gefunden zu haben. So wie den vorhin Genannten nicht genug, so kann eigentlich diesen nicht zu wenig gelernt werden, da bei ihnen die beständige Furcht waltet, daß über dem Vielen das „Eine, was not ist“ versäumt werde. In ihren Klagen und Ausstellungen stimmen sie daher, wenn auch aus andern Gründen, wesentlich überein mit den bäuerlichen Schulvorständen d. h. den Schulräten, wie sie nicht

sein sollen. Sind solche Bedenken gegen die moderne Schule berechtigt? Wir leugnen es aus innerster Überzeugung. Guter Unterricht und gute Erziehung bedingen einander, und von der Persönlichkeit des Lehrers wird es immer abhängen, in welchem Grade er letztere zu Wege bringt. Die Reichhaltigkeit des Unterrichtsstoffs aber kann an sich nie ein Hindernis, sondern nur eine Förderung für die Erziehung sein.

Hier tritt uns nun die seltsame Wahrnehmung entgegen, daß diejenigen, welche stets auf Verinnerlichung dringen, aus mangelndem Sachverständnis gerade am Äußern haften bleiben. So nur erklärt es sich, daß ihnen so oft die Zahl der Stunden, namentlich aber der Religionsstunden, die Menge der gelernten Sprüche, Lieder und Katechismusfragen, sowie die Geläufigkeit beim Hersagen als Maßstab für den Wert der Schule und des Lehrers gilt, daß sie dagegen andres Wissen und Können als verdächtig ansehen, es gern ignorieren oder selbst zurückdrängen möchten.

Fortsetzung. — „Der Tropf von Schulmeister wird nicht gefragt.“ Kann man sich wohl einen Kirchenvorstand ohne Geistlichen, eine Baukommission ohne sachverständigen Techniker oder eine Sanitätskommission ohne Hinzuziehung eines Arztes denken? Wohl jeder würde das Verfehlte dieser Einrichtung einsehen und niemand wird es einfallen von einem so mangelhaft organisierten Institut, in dem die Stimme des Sachverständigen oder des berufsmässig mit der Sache Vertrauten fehlt, etwas Vernünftiges zu erwarten. Und doch machen und erleben wir diesen Widersinn (sogar in die Paragraphen von Instruktionen gebracht) noch alle Tage. Wir haben Schulvorstände, aus allerlei Volk zusammengesetzt, in denen auch allerlei Weisheit zu Wort kommt, nur nicht die des Lehrers. Diese Einrichtung stammt aus einer Zeit, wo dem Lehrer noch so eine Art von Bedientenrolle zufiel und überall der kirchliche Vorgesetzte für ihn eintreten mußte, weil er selbst für nicht recht mündig galt. Wer früher auf diesen Schaden hinwies, brachte sich damit sicherlich in den Verdacht die Unzufriedenheit des Lehrerstandes wecken oder nähren zu wollen. Heute scheint bereits das Gefühl ein ziemlich allgemeines

geworden zu sein, daß die Sache doch nicht in der Ordnung ist. Ganz bequem aber ist sie denjenigen, die im Lehrer immer den Mann scheuen, der die Gemeinde auf Kosten treibt und die gerade die Vermeidung von Ausgaben für die eigentliche Aufgabe eines richtigen Schulvorstandes halten.

Diese Einrichtung, die zum Schaden der Sache und zum Schaden des Standes zu lange beibehalten ist, muß fallen. So gar lange wird es wohl nicht mehr dauern, bis auch bei uns, wie in andern Ländern längst geschehen, dem Lehrer Sitz und Stimme im Ortsschulvorstand eingeräumt wird. Dann erst wird auch zu erwarten sein, daß die eigentliche Schularbeit mit ihren Hindernissen und ihren Fortschritten nach allen Seiten mehr gewürdigt und wenigstens einigermaßen verstanden werde. Schon die nächste Generation wird es dann kaum mehr begreifen, wie es jemals anders sein und man das Verkehrte der gegenwärtigen Einrichtung so lange tragen konnte.

Frommer Wunsch. — Vor Jahrzehnten war man in Frankreich gar sehr darauf aus alles zu zentralisieren und bis ins kleinste von Paris aus zu reglementieren. So auch im Schulwesen. Damals konnte der französische Unterrichtsminister sich des gelungenen Werks freuen, indem er, seine Uhr hervorziehend, stolz sagte: „Es ist 2¹/₂ Uhr, also wird in allen Volksschulen des Kaiserreichs jetzt Grammatik gelehrt.“ Wenn man auch absieht von der dabei leicht unterlaufenden Täuschung, die sich daraus erklärt, daß auch französische Lehrer ihre besondern Liebhabereien und die Uhren in Landschulen oft einen seltsam unregelmäßigen Gang haben, auch die Stundenpläne sehr elastischer Natur sind, wenn sie sich auch an den Schulstubenthüren vorschriftsmäßig angenagelt finden, so bleibt noch die Frage, ob mit solchem Reglementieren denn wirklich etwas gewonnen wäre. Eine feste, vorgeschriebene Ordnung ist heilsam für Schüler und Lehrer, und alle Willkür und Fahrigkeit taugt auch hier nichts und wird manchem verderblich. Aber die Gleichförmigkeit an sich ist doch nicht der Zweck und ein Schulreglement ist kein Exerzierreglement.

Ich würde es daher für einen sehr viel größeren Gewinn und für einen gewaltigen Fortschritt halten, wenn man bei uns zu bestimmter Stunde sagen könnte: „Von den achtzigtausend deutschen Lehrern, die jetzt bei der Arbeit sind, arbeitet jeder nach dem Mafse seiner Kräfte und treiben nur wenige ihr Werk tagelöhnernd und gedankenlos.“ Dies zu erreichen steht aber in keines Menschen Macht, auch nicht in der eines Ministers. Am wenigsten wird sich mit Reglements etwas ausrichten lassen. Will man dem Ziele näher kommen, so muß eine nicht nur fleißige und in jeder Hinsicht sachverständige, sondern auch eine wohlwollende und wahrhaft väterlich gesinnte Schulpflege das Beste dabei thun, eine Schulpflege, die dem Einzelnen nachgeht und ihn im Auge behält, aber auch der Gesamtheit eines Verbandes von strebenden Männern Ziel, Richtung und edeln Wetteifer zu geben vermag. Sie ist noch etwas ganz anderes als die bloße Schulaufsicht. Solche Schulpfleger sind aber durchaus nicht häufiger zu finden als Musterlehrer.

III.

Einzelne Lehrfächer.

1. Der Religionsunterricht.

Seltsam nimmt sich eigentlich der Titel „Religion“ neben Rechnen, Schreiben und all den andern Fächern, die unsre Schulen treiben, auf den Stundenplänen aus. Seltsamer noch, daß ein solcher Plan beurteilt werden soll nach der Zahl der Religionsstunden, die er aufweist. Ist doch das Zuviel auf diesem Gebiete bedenklicher als das Zuwenig; denn hier bleibt es immer gefährlich das Quantitative d. h. das Maß des überlieferten Stoffs zu sehr zu betonen. Ein Zuviel aber an Beschäftigung mit den religiösen Wahrheiten, an Hindeutungen und Beziehung auf dieselben ist nicht zu befürchten. Davon aber steht im Stundenplane nichts und nach der Uhr kann solcher Religionsunterricht nicht gemessen werden. Je mehr aber des religiösen Stoffs geladen und verstaut worden ist, desto eher pflegt er später als hindernder und beschwerender Ballast über Bord geworfen zu werden, wenn nach der Ausfahrt vom heimischen Hafen andre lockende Fracht sich zur Aufnahme bietet.

Das Wesentliche und Beste ist eben nicht äußerlich mitteilbar, folglich nicht schulmäßig lernbar, denn religiöses Leben entsteht kaum anders als durch persön-

liche Einwirkung solcher, in denen es kräftig ist. Diese Einwirkung der Persönlichkeit aber fehlt entweder, dann ist es trotz Stundenplan traurig bestellt mit dem Religionsunterricht, oder sie durchdringt auch allen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler und ist mithin nicht auf die Religionsstunden beschränkt, die der Stundenplan aufweist.

Aller Religionsunterricht sei ebenso, — wenn auch in eminentem Sinne — ein Gottesdienst, wie jede Berufsarbeit und all unser Thun ein Gottesdienst sein soll. Immer ist es doch die Treue des Arbeitenden, die dem Werke den Wert gibt. Bei keinem andern Werke aber wird der Erfolg so wenig nachweisbar und einzig verbürgt sein durch das Maß von Treue und Gewissenhaftigkeit, das wir daran setzen. Und ist das Werk denn ein so schweres? Wo Gottes- und Menschenliebe im Herzen wohnt, da lodert die Flamme, an der sich fremdes Licht entzünden, ein andres Herz erwärmen kann. Wer täglich die Antwort sucht und findet auf die ernste Frage: „was hilft am besten zum Besserwerden?“ der wird auch andern sie mitteilen können und wird nicht großer Kunst noch Weisheit dazu bedürfen, wohl aber steter Selbstbesinnung und Prüfung. Wo der Lehrer selbst ernstlich bestrebt ist seine Pflicht immer und überall recht zu erkennen und treu zu erfüllen, da ist und gibt er Vorbild und Lehre zugleich. Je mehr er aber dazu gelangt pflichtgemäfs in allem zu arbeiten, desto mehr wird auch die Arbeit des Religionslehrers das, was sie sein soll, ein Gottesdienst.

Sieht nun der Religionslehrer darauf den zu behandelnden Lehrstoff sich an, so wird er ihn freilich erst zu sichten und eine strenge Auswahl zu treffen haben. Er wird hier gern lange verweilen, ohne doch seine Zeit zu verlieren, dort manches überschlagen, was Katechismus oder Lehrbuch ausführlich traktieren. Welchen Wert hat es z. B. die sogen. Heilsordnung d. h. die Grade oder Stufen auf dem Wege geistlicher Entwicklung zu behandeln und der Jugend einzuprägen? Kann man doch körperlich recht wohl gedeihen, wenn man es Leuten von Fach überläßt den physiologischen Prozeß leiblicher Entwicklung sich klar zu machen. Sollte es auf diesem Gebiet anders sein? Den besten Heilsweg hat uns Christus gezeigt in dem Worte: „So jemand will Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei.“ (Joh. 7 v. 17.) Ich wenigstens will dem guten Lehrer, der mir solchen Wegweiser gegeben hat, dankbar bleiben, so lange ich noch auf diesem Wege zu stümpern und zu stolpern habe, den er sichern Schritts uns voranging.

Wenn es aber nur ein überflüssiges und unnützes Werk wäre, welches diejenigen treiben, die bei solch theologisch dogmatisierendem Kapitel von der Heilsordnung lange verweilen, so möchte wenig dagegen zu sagen sein. Leider aber hat solcher Mißgriff oft schlimme Folgen. Indem nämlich die Kennzeichen wahrer Buße und Besserung mit starken Worten geschildert werden, entsteht im aufrichtigen Herzen des jugendlichen Hörers gar leicht der Hang zu krankhafter Selbstbeobachtung und Grübeleien. Das Resultat derselben ist dann eine nachhaltige, schwer zu über-

windende tiefe Verstimmung, eine innere Ängstigung, ja fast Verzweiflung, die sich freilich selten dem Lehrer offenbaren wird. Bei andern stellt sich wohl ein Erzwingen der vermissten und sehnlichst herbeigewünschten Empfindungen ein, damit aber dann die bedauerlichste innre Unwahrheit. Nicht selten auch rettet sich der Geplagte aus jenem ersten Zustande in diesen hinein, bis der gehemmte Jugendmut auch dies endlich überwindet. Dann aber wird Gleichgültigkeit an die Stelle treten und ein unangenehmes Erinnern, das noch im spätern Leben nachwirkt und so manches abfällige Urteil über religiöse Dinge, wie wir es täglich hören können, verschuldet.

Doch kehren wir zurück zu unserm Satz und Spruch aus dem Johannesevangelium! „Gottes Willen thun!“ Wer das lehren könnte! Es läßt sich lehren und läßt sich lernen, muß auch durchaus erst gelernt werden, bevor man's lehren kann. Nirgendwo gilt aber wie hier der Trost, daß man im Lehren lernt. Freilich ganz und voll hat es nur einer gekonnt und ist eben damit der Lehrer aller Lehrer geworden. Darauf nur kommt es an, daß man von dieser Heilandsliebe etwas den Schülern entgegenbringe, damit sie ihre Herzen uns öffnen, und dann, daß man ein Auge habe für die rechten Gelegenheiten ein Wort davon zu reden, sittliche Aufgaben zu stellen, die in Herz und Leben der Schüler eingreifen. Ich denke dabei an die Übung in der Wahrhaftigkeit, in der Ehrerbietung, im Gehorsam, in der Friedfertigkeit, der Neidlosigkeit u. dgl. Bei dem allen findet ein gutes Wort, mit Offenheit zu rechter Zeit gesprochen, eine gute Statt und auch eine

väterlich eindringliche Beichtfrage ist am Platz. Solche Aufgaben aber sind gewiß praktisch, und besser wüßte ich nicht für den Religionsunterricht.

Die biblischen Geschichten wollte schon Augustinus (*de rudibus catechizandis*) aller religiösen Unterweisung zu grunde gelegt wissen. Wir in unsern Tagen geben ihm Recht, denn biblische Geschichte ist uns Religion in Beispielen, wie das Prinzip der Anschaulichkeit im Unterricht sie fordert. Wir erkennen darin und befolgen den Gang, den auch die Erziehung des Menschengeschlechts genommen hat. Woran lag es denn, daß die Christenheit so viele Jahrhunderte brauchte um das zu verstehen? Dem Dogmatismus der alten Kirche und Schule war die Lehre Christi wieder zu einem äußerlichen Gesetz geworden, dessen Paragraphen der Katechismus gab, und auch die Reformatoren halfen der Schule über das mechanische Auswendiglernen derselben noch kaum hinaus.

Auch für die Behandlung der biblischen Geschichten gibt Augustin Ratschläge, die noch keineswegs veraltet und überflüssig sind. Von diesen Sätzen finde hier nur einer in der Übersetzung seine Stelle: „Die Deutung der Geschichte gleiche der Goldeinfassung, welche die Reihe der Edelsteine zusammenschließt ohne durch Überladung die Einheit zu stören.“ Es ist erfreulich, daß die neuern Handbücher und Wegweiser diese goldne Regel meist befolgen. Aber immer noch wird vielfach breit paraphrasiert, nach Worten gefragt, nicht nach der Sache, auswendig gelernt und hergesagt. Nicht selten hat der Revisor

noch den Verdruss zu hören, wie der Lehrer mit seinem Fündlein sich breit machend den Kern der Sache übersieht und die eine religiöse oder sittliche Wahrheit, die er aus der Geschichte nicht herausgefunden, ans Licht zu stellen versäumt. Auch kann man als Zuhörer bei Behandlung einer biblischen Geschichte wohl einmal recht ketzerische Gedanken für sich haben und doch in heiligen Zorn geraten, wenn der Lehrer mit plumper Faust einer Wundererzählung den Duft abstreift, seine eigne Weisheit zu Markte bringt und Steine gibt anstatt Brot.

Auch das ist ein Vorzug der neuen Schule, daß sie sich mit einer kleinen Zahl von Kirchenliedern begnügt, diese aber recht ausgiebig behandelt und fest angeeignet wissen will. Es ist auch nicht schwer dieser Forderung nachzukommen. Ja, viele Lehrer werden immer diese Stunden zu ihren Lieblingsstunden rechnen. Der feinsinnige Lehrer muß ja sehen und fühlen, wie die Lieder zum Herzen sprechen, zumal, wenn er den Gesang dabei recht zu Hilfe nimmt.

Schon Klaus Harms, den noch niemand für einen Bibelverächter gehalten hat, erkennt es an, daß mehr als die Bibel das Gesangbuch zum Erbauungsbuch der Christen geworden sei. Hier finden Mündige wie Unmündige die geistliche Nahrung, deren sie bedürfen, in einer ihnen mehr zusagenden Form.

Dem Samenkorne gleich ruht das früher Gelernte wohl tief verborgen, bis es keimt und Frucht bringt in spätern Tagen. Wie oft erschließt so ein Vers, in der Jugend mit halb nur ahnendem Verständnis ge-

lernt und gesungen, sich dem innern Sinn erst voll, wenn im spätern Leben eine Stunde kommt, die den alten Ton in der Brust wieder weckt. Besser aber, wenn wir diese Lieder oft zu uns sprechen lassen wie liebe, alte Freunde aus der Kindheit! Glückliche das Haus, wo so ein Lied, am rechten Platz von alt und jung angestimmt gemeinsamer Freude Ausdruck und in der Not Tröstung gibt! Und glücklich derjenige, dem dabei auch das freundliche Bild eines guten, ernstesten, lieben Lehrers wieder vor die Seele tritt!

Auch einige Psalmen sollen gelernt werden und sie verdienen es. Wir haben uns in Schule und Kirche an diese fremdartige Poesie einigermaßen gewöhnt. Aber es ist doch schwer sie gut zu behandeln und dem Verständnis unsrer Jugend nahe zu bringen. Ich wenigstens müßte den beneiden, dem es leicht wäre. Aus tiefer innerer Erregung oder äußerer Bedrängnis heraus hören wir den Dichter seufzen, frohlocken und beten. Das Alles aber liegt unserm Alltagsempfinden so fern und ist besonders der Jugend so fremd wie die Form der alten semitischen Poesie und wie der Ausdruck, in den der Gottesgedanke des fremden Volkes sich kleidet.

Manche Psalmen hat man treffend „Naturlaute der Menschheit“ genannt, die wie Stimmen aus dem Urwalde zu uns hinüberklingen. Da wäre denn freilich jedes Deuten im einzelnen schwer. Sie mögen zum Herzen der Jugend dringen wieder und wieder, bis eine gewisse Vertrautheit damit erreicht ist, die ihren Segen gewiß einmal haben wird.

Bei keinem Unterrichtsfach liegt die Gefahr so nahe Worte anstatt der Begriffe gelten zu lassen und mit ihnen sich zu begnügen wie beim Religionsunterricht, der Disziplin, die doch, wie keine andre, auf Verinnerlichung zu dringen hat, ja ihrem Wesen nach Verinnerlichung sein soll, und die nur in dem Maße unterrichtlichen und erziehlischen Wert haben kann, als Herz und Gemüt dabei erfaßt werden. Mir ist unter ältern und neuern Schulmännern keiner bekannt geworden, der mit solcher Wärme für einen verständigen und gemütbildenden Religionsunterricht eingetreten wäre wie der Pädagoge Overberg*). Von ihm könnten die Lehrer aller Konfessionen auch heute noch gar manches lernen. Fast rührend sind oft die Klagen über das fortwährende Lernen und Hersagen von unverständenen Worten, deren stereotyper Klang doch nur das Ohr trifft. Er straft aber nicht nur mit heiligem Zorn dies Verfahren, das in den meisten Schulen seines Bezirks sich vorfand, als ein unfruchtbares und unwürdiges Thun, sondern erkennt darin auch mit Recht die Ursache des immer breitere Schichten des Volks ergreifenden Indifferentismus wie auch der bei allem Lernen borniert bleibenden bloß äußerlichen Religionsübung. Bei solchem Unterrichtsverfahren entwöhnt sich der Verstand des Nachdenkens, gewöhnt sich das Ohr an hohe Worte, nach deren Sinn man nicht mehr fragt, und ist Gedankenlosigkeit bei den

*) Bernhard Heinrich Overberg, geb. 1754, gest. 1826, war Direktor einer Normalschule und katholischer Schulrat in Münster.

einen, Widerwille und Feindschaft gegen alles Religiöse bei den andern, die traurige Folge.

Wir haben jetzt bessere Seminare, also auch wohl bessere Lehrer als zu jener Zeit, wir haben bessere Lehrmittel und an guten Mustern fehlt es auch nicht. Und dennoch glaubt man eine Stimme aus unsern Tagen zu vernehmen, wenn man die bald bitteren bald wehmütigen Klagen Overbergs liest. So schwer ist es auf diesem Gebiet Fortschritte zu erzielen!

Der Religionslehrer hat in seinem Amt und Beruf den ganz unschätzbaren Vorzug vor andern Menschen, daß er immer wieder an seine ewigen Aufgaben erinnert und zum Quell aller Kraft geführt wird. Während andre sich erst von ihrer Berufsarbeit los und frei zu machen haben um den Blick auf das Ewige zu richten, gibt hier der Beruf selbst Antrieb und Übung zum Guten. Täglich wird, was Religion, was Frömmigkeit und was verkehrt an und in uns ist, dem, der in Religion zu unterrichten hat, wieder deutlich. Mahnend tritt ihm immer wieder die Forderung entgegen, daß er seine Worte nicht in Widerspruch bringen darf mit seinem Handeln. Wenn er kein Heuchler ist, kann es nicht ausbleiben, daß er beim Lehren und durch dasselbe selbst besser wird.

Ein Lehrer, der davon noch nichts erfahren hat, taugt nicht zum Religionslehrer; und doch taugt derjenige erst recht nicht dazu, dem über seine Tauglichkeit nicht öfter schwere Zweifel und Bedenken aufsteigen. Demut muß beim Glauben sein!

Dafs der Religionsunterricht oder die religiöse Erziehung der Volksschule verbleiben und gewissermaßen den Mittelpunkt aller Schularbeit bilden müsse, weil diese sonst ihre Aufgabe nicht lösen kann, ergibt sich eigentlich aus dem richtig gefafsten Begriff der Schule von selbst. Es gilt dies bei der Mehrzahl besonnener Schulmänner und erfahrener Schulfreunde daher als ausgemacht. Zum guten Glück hat man wenigstens in Preußen noch festgehalten an diesem Satze, der auch von maßgebender Stelle oft und fest betont wurde. Möge es so bleiben!

Wer aber aufmerksam in dem Streite der Meinungen auf das Gebaren der Parteien achtet, der wird sich kaum verhehlen, dafs zum Unheil der Volkserziehung es einmal anders werden könnte, indem manches dahin drängt diesen großen Vorzug unsrer Schule preiszugeben. Die Gefahr droht nicht von seiten derjenigen, welche indifferent oder kurzsichtig die Religionslehre aus der Schule in die Familie oder in die Kirche verweisen wollen. Vielmehr scheinen in trauriger Parteiverblendung gerade die kirchlichen Eiferer mit ihrem Anhange absichtslos auf solchen unheilvollen Weg zu drängen. Die Ansprüche, welche in Verkennung des Wesens der Sache von dieser Seite erhoben, und die Anfeindungen, die mit der selbstsüchtigen Absicht die Schule völlig wieder in geistliche Hände und in die Frone der Kirche zu bringen, eifrig und unaufhörlich ins Werk gesetzt werden, müssen für eine Schulverwaltung, die sich nicht selbst aufgeben will, ein Zusammenwirken mit der Kirche immer schwieriger machen. So liegt denn die Gefahr

nahe, daß nach mancherlei Wirren und Schwankungen einmal ein Zeitpunkt eintrete, da der Staat, auf die Mitwirkung der Unversöhnlichen verzichtend, ihnen das Gebiet überlassen zu müssen glaubt, das zum Segen unsres Volks so lange unbestritten der Schule gehörte. Ähnliches hat sich in andern Ländern bereits vollzogen.

Ich weiß nicht, ob uns Schlimmeres zu erleben bestimmt sein könnte!

2. Rechtschreiben.

Zu den vielen Vorwürfen, welche die moderne Schule zu erleiden hat, gehört auch die Anklage, daß sie viele Künste treibe, dabei aber sehr wesentliche Dinge arg vernachlässige. So soll sie auch in der Befestigung der Orthographie wenig leisten, weniger als die Schule der Regulativzeit. Allerdings lassen sich derartige Sätze leichter behaupten als beweisen. Auch ist zu bezweifeln, daß die Ankläger — ganz abgesehen vom guten Willen — hinreichend sachverständig und informiert sind, d. h. daß sie wirklich ein so weites Gebiet überschauen um ein Urteil gewinnen zu können, welches als so allgemeingültig auftritt und zugleich eine so schwere Anklage enthält. Dennoch wird man sich der Pflicht nicht entziehen können zu prüfen, ob der Vorwurf und in wie weit etwa begründet sei.

Aus solcher Prüfung dürfte sich folgendes als Resultat ergeben: Es ist wahr, daß die neuern Bestimmungen, welche einen gesonderten und intensiv betriebenen Unterricht in den sogen. Realien fordern, hier und dort dazu verleitet haben auf diese neuen, leider manchem Lehrer recht fremden Fächer zuviel Zeit zu verwenden, um möglichst bald Erfolge darin aufweisen zu können. Dabei mag ein Gegenstand, der so viel

Gewöhnung und Übung, mithin viel Zeit und Mühe erfordert wie der Rechtschreibunterricht, wohl Not gelitten haben. Wo das aber geschehen ist, tragen nicht diese Bestimmungen die Schuld, sondern vielmehr die sie mißdeutenden oder nicht befolgenden Lehrer. In andern Fällen aber muß sehr bezweifelt werden, ob die Schulen, welche einen Niedergang in einem so wichtigen Fache aufweisen sollen, gerade in den besten Händen sind und waren, ob also der gerühmte bessere Zustand je vorhanden gewesen ist. Es ist ja so leicht und ein so beliebtes Verfahren die eigne Schuld sich zu verhehlen und sie an andern Dingen zu suchen. Abgesehen von den genannten Fällen aber ist es, wie in andern Fächern, so auch mit dem orthographischen Unterricht nicht schlechter geworden in unsern Volksschulen. Die Aufsatzhefte, die sich früher nicht in jedem Schulschrank fanden, weil sie nicht allgemein gefordert waren, und nicht minder die häufig stattfindenden Revisionen der schriftlichen Leistungen geben Zeugnis dafür. Gerade in den Schülerheften zeigt es sich auch, ob ein Lehrer den recht mäßigen Stoff der Realien richtig und vernünftig verarbeitet, indem er ihn auch zu schriftlicher Reproduktion verwendet, oder ob er sich mit dürrer Gedächtniskram begnügt und fruchtlos abmüht. Im erstern Falle hat der realistische Unterricht dem Schreiben und dieses wieder jenem dienen müssen, wie es sein soll. Im andern Falle mag allerdings in dem einen wenig gefördert, im andern viel versäumt worden sein.

Die Orthographie tritt nicht als besondere Unterrichtsdisziplin mit fester Stundenzahl auf, womit schon an-

gedeutet ist, daß sich die Übungen im Rechtschreiben über die ganze Schulzeit erstrecken sollen. Aber die Ziele für die einzelnen Stufen sind vorgeschrieben. Sie werden nur da erreicht, wo nach festem Plan und mit der peinlichsten Konsequenz die Übungen gehandhabt werden.

Drei Grundregeln sind dabei zu befolgen, die nicht genug empfohlen werden können:

1. Gutes Sprechen führt zum guten Schreiben. Deshalb ist immer, beim Lesen wie beim Sprechen, auf scharfes Artikulieren und lautreine Aussprache mit äußerster Konsequenz zu halten. Darin ist ein ganz wesentliches Merkmal einer guten Schule zu erblicken. Denn wo schlecht gesprochen wird, da wird allemal auch schlecht geschrieben, da ist also die Schule schlecht. Sogar etwas Übermaß und Pedanterie im Artikulieren ist nützlich und ratsam, da das Zuviel sich mit der Zeit von selbst abschleift.

2. Der orthographische Unterricht beginnt mit dem ersten Schultage des Kindes und setzt keinen Tag aus. Auf der Unterstufe vollzieht sich dieser Unterricht — abgesehen von den hier wie auf den übrigen Stufen nicht zu versäumenden orthographischen Belehrungen — durch unermüdliches Elementieren oder Zerlegen der Wörter in ihre Bestandteile, sowie durch freies Aufschreiben der mündlich und schriftlich bereits behandelten Wörter, die den Wissensvorrat der Kleinen ausmachen. Indem dann dieser Vorrat wächst, wird auch die schriftliche freie Verfügung darüber gewonnen durch recht häufiges Niederschreiben, das sich allmählich immer freier zu gestalten

hat. Beim Diktieren (das keineswegs so massenhaft zu treiben ist, wie viele meinen) werden immer die ganzen Sätze vor- und auch nachgesprochen, bevor das Schreiben erfolgt.

3. Fehler verhüten ist immer besser als korrigieren, aber korrigieren ist nötig. Wenn anzunehmen ist, daß ein Wortbild sich noch nicht befestigt habe, daß also noch Unsicherheit herrsche, so werde vor dem Niederschreiben die Schwierigkeit gehoben, das zweifelhafte Wort buchstabiert, nötigenfalls auch vorgeschrieben. Ganz unerläßlich ist dies bei Fremdwörtern, also auch bei historischen und geographischen Namen od. dgl. Diese werden bei erstmaligem Vorkommen nicht nur buchstabiert, sondern zur Einprägung des Wortbildes für einige Zeit an die Wandtafel geschrieben. Fehlerhaftes ist stets auch wirklich zu ändern und zur Befestigung dann in richtiger Form wiederholt zu schreiben.

Man nennt die Orthographie wohl ein Schulkreuz, an dem man jahraus jahrein vergeblich sich abmühe. In Schulen, wo keine der vorstehenden Regeln vernachlässigt wird, ist von Anfang an dafür gesorgt, daß dies Kreuz weder Lehrer noch Schüler drückt. Die Kinder lernen nicht durch unendliches Fehlermachen und Fehlerkorrigieren mit der Zeit auch das Richtige, sondern mit den Dingen und Wörtern lernen sie zugleich die richtige Schreibung. Sie gelangen also unvermerkt dazu richtig zu schreiben.

Will der Lehrer sich und seine Schule in dieser Hinsicht kontrollieren — und er muß es ja wohl, wenn er pflichttreu ist — so möchte ihm, besonders für die

Mittelstufe, folgendes Verfahren noch zu empfehlen sein: Über die am häufigsten vorkommenden Fehler und namentlich auch über die besondern Fehler, welche der Mundart der Gegend eigentümlich sind, ist Buch zu führen. Die orthographischen Pensa finden sich, wenn nicht planlos gearbeitet wird, im Wochen- oder Tagebuch ebenfalls verzeichnet. Am Schlufs jeder Woche nun gebe der Lehrer ein kurzes Diktat in Sätzen, welche er aus dem Wochenpensum mit Berücksichtigung der vorgekommenen Fehler komponiert. Diese Arbeiten korrigiere dann der Lehrer aufer der Schulzeit und weise nach der Zahl der vermerkten Fehler den Schülern für die folgende Woche ihre Plätze an. Unfehlbar wird der Wetteifer, der dadurch hervorgerufen wird, gute Früchte tragen.

3. Sprechenlernen.

Es ist leichter ein geläufiges Lesen als ein ordentliches Sprechen aufzuweisen. Wer anderer Meinung ist, der hat es wohl nie ernstlich versucht oder sich immer mit halben Leistungen begnügt. Auf keinem Gebiet aber läßt sich so schwer nachholen, was vom ersten Schultage an versäumt wurde.

Wer zum erstenmal in eine gut geleitete Schule oder Klasse kommt, wo wirklich mit äußerster Konsequenz und Strenge auf ein lautes und lautrichtiges Sprechen gehalten wird, der hat allerdings einen seltsamen Eindruck. Er muß fast glauben in eine Anstalt für Taubstumme oder wenigstens für Stotternde geraten zu sein. Alles aber, was er hört, will ihm weder schön noch natürlich scheinen, so daß er sich fast wundert bei solch seltsamem Thun überall ernsten Gesichtern zu begegnen. Doch das darf niemand beirren. Es muß durchaus, wenn etwas erreicht werden soll, in ganz energischer und etwas übertriebener, d. h. die Grenzen gewöhnlicher Rede recht weit überschreitender Weise, jedes Wort artikuliert und der Ton gebildet werden. Dies Verfahren ist nirgend überflüssig; es ist aber desto nötiger, je mehr die Mundart einer Gegend, von der Schriftsprache abweichend, diese abgeschliffen und

damit das Ohr der Auffassung der Unterscheidungen entwöhnt hat, wie dies besonders in Oberdeutschland der Fall ist. Dieses schulmässig mit Bedacht kultivierte Sprechen ist immer ein ganz anderes als das uns geläufige der gewöhnlichen Rede, das sich fast unbewusst vollzieht. Für die Schule ist es aber das richtige, weil es an und für sich eine Leistung und zugleich eine Übung im Denken, in Grammatik, Orthographie und Stil ist. Man muß das aber hören und — ohne Furcht vor Übertreibung — selbst erproben, um es ganz zu verstehen.

Der Dichter Berthold Auerbach, der selbst kein Mann vom Fach war, hatte einen feinen Sinn für alles Pädagogische. Als Dorfkind mochte er lebhaft fühlen, wie wenig alles andre fruchten kann, wo dieses Erste versäumt wird. Darum legt er einem erfahrenen Lehrer folgende Sätze in den Mund:

„Vor allem lautgerechtes und ausdrucksvolles Sprechen! Der entschiedene Vollklang und der lückenlose Einsatz der Worte, das führt notwendig zu fest geschlossener Haltung der Seele und zu ebenmäßiger Bewegung der Gedankenglieder. Der Mensch weiß nur das wirklich, was er aussprechen, und ist nur das, was er darstellen und zur That bringen kann. . .

Sprechenlehren, das holt den Geist aus sich heraus, und die Elementargegenstände, die aufgepfropft werden müssen, gedeihen fröhlich auf dem Urstamm.“*)

*) Neues Leben, I. Buch, Kap. 11.

4. Die Fibel.

Das alte liebe Büchlein mit dem Gockelhahn, was ist aus ihm geworden? Eier scheint der alte Bursche gegen alle Ordnung der Natur gelegt und dann einen ganzen orbis pictus ausgebrütet zu haben.

Wenn wir so ein modernes Fibelbuch aufschlagen, so finden wir Bilder und wieder Bilder mit einigen erklärenden Buchstaben und Wörtern. Das ist ja derselbe Weg, den die ältesten Kulturvölker nahmen: von der Bilderschrift zur Buchstabenschrift. So mag ungefähr die Papyrosfibel ausgesehen haben, aus der einst am Nil ein Pharaonenprinz zwei Schreibweisen, die hieroglyphische und die demotische, erlernen mußte. Das war in jenen alten Tagen, als die Kinder Israel den Ägyptern ohne weiteres aus der Schule liefen, nachdem sie vergebens bei der allerhöchsten Rekursinstanz Beschwerde geführt hatten wegen „Überbürdung“ und „Überschreitung des Züchtigungsrechts.“ (Also auch diese Klagen sind schon recht alt.)

Die Bilderschrift, mit welcher die Weisheit der alten Ägypter aufhörte, ist wieder zu Ehren gekommen und unsrer Weisheit Anfang geworden. Der Gedanke beim Unterricht der Kleinen und Kleinsten durch Abbildungen das Interesse zu wecken und dann die

Zeichen an die Stelle treten zu lassen, ist keineswegs neu. Auch früher gab es bekanntlich solche lustige Fibeln, und der zähe Gockelhahn, der so lange einsam und alleine seinen Platz auf dem Abcbuch behauptet hat, war nur der Rest einer ganzen lustigen Menagerie. Die Verbindung nur, in der Bild und Wort standen, war verschieden. Ganz anderes will offenbar in dem alten Bilde der Storch auf dem Dachgiebel und das Verschen aus der Buchstabierzeit:

„Wer ist das auf dem Dache da?“

„Er heißt: Es—te—o—er—ceha!“

und dann wieder das Affen- und Apfelbild, das nur den Buchstaben a A fixieren und interessant machen soll mit dem bekannten Vers:

„Der Affe gar possierlich ist,

Zumal wenn er vom Apfel frisst.“

Wie verhalten sich denn in den neuern Büchern und nach der neuesten Methode Wort und Bild zu einander? Schlagen wir die erste Seite auf! „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ so sagen wir mit Faust. Da steht ein Ei, unverkennbar und formvollendet, und darunter steht in Schreibbuchstaben: ei. Der Verfasser hat es an die Spitze gestellt um zu zeigen, daß man alles methodisch ab ovo (vom Ei an), beginnen müsse. Er hat es auf die Spitze gestellt um anzudeuten, daß sein Ei ein Kolumbusei und seine Fibel eine bahnbrechende That ist wie die erste Fahrt nach Amerika. Aber weiter! Da steht in öder Landschaft ein Knabe, tiefsinnig seine Stiefel beschauend, und daneben liegt ein anderer auf allen vieren, dessen Laune nicht die beste zu sein scheint.

Was bedeutet das? Die Kinder wissen es nicht; wir wüßten es auch nicht, wenn nicht klüglich darunter stände (wieder in Schreibbuchstaben): eis. Ein drittes Bild! Darunter steht: seil; und das ist gut, denn ich hätte es eher für einen Wurm gehalten. Hier wird Halt gemacht, denn nun ist reichlicher Stoff gegeben: ei, eis, seil, leis, lies u. s. w. Das ist erst der Moment, wo die spröde Jungfer Methode den Schleier ein wenig lüpfte. Wir kennen sie, es ist die „analytisch-synthetische“, und der vornehme Name hat schon manchem imponiert.

Auch uns ist diese Methode trotz ihres gelehrten Namens recht und lieb. Aber warum müht man sich ab zu zeichnen, was sich nicht zeichnen läßt? Dabei bleibt dann dem erklärenden Wort doch die Hauptrolle, und die Bilder, auf die man so stolz ist, könnten auch fehlen. Lesen lernen und Lesen lehren kann man auf vielen Wegen, auch auf Umwegen. Ist der Umweg ein geistreicher, so findet er allemal Beifall. Nur bleibt es fraglich, ob ein Verfahren, das für Meister und für Musterklassen (etwa an Seminar-Übungsschulen) taugen mag, auch für den Durchschnittslehrer in der überfüllten einklassigen Landschule das richtige ist. Für manche Leute haben aber die Umwege noch den besondern Reiz, daß sie gestatten und ordentlich dazu einladen immer neue Seitenpfade einzuschlagen und abzutreten. Ist das gelungen, so pflegt der Pfadfinder wohl flugs eine neue Schulfibel herauszugeben, und somit ist dann der neue Neben- oder Umweg eigentlich doch nur ein „Interessentenweg.“

5. Zur Lesebuchfrage.

Gibt es noch eine Lesebuchfrage? Ja, leider gibt es Gebiete in Deutschland, wo man noch darüber verhandelt und leider gibt's Leute, die sich verleiten lassen eine abgethane Sache immer wieder als offene Frage zu behandeln. Ein Zurückblicken auf den überwundenen Weg, der hinter ihm liegt, erfreut wohl den müden Wanderer und gibt ihm neuen Mut. So wirkt auch ein Blick auf die Geschichte der Volksschule oft ermutigend.

Es hat, wie diese Geschichte lehrt, ABC- und Fibelkriege gegeben im deutschen Vaterlande. Als im Jahre 1776 für die eifrig gepflegten Schulen der fürstlich-Nassauisch-Weilburgischen Lande ein neues Buchstabier- und Lesebuch eingeführt werden sollte, welches anstatt des bis dahin gebräuchlichen kirchlich religiösen Stoffs nur kindliche Erzählungen als Lese- und Übungsstoff gab, hielt das Volk seinen väterlichen Glauben für bedroht. Es kam förmlich zur Revolution. Der bedrängte Fürst mußte zu seinem Schutz Truppen aus der Kurpfalz herbeirufen und endlich doch das gut gemeinte Edikt aufheben. Ähnliches wiederholte sich in Hessen und in der Mark Brandenburg.

Heute freilich vermißt niemand mehr in der Fibel das Vaterunser und den christlichen Glauben, die man

da zu finden weiß, wohin sie gehören. Und doch lebt derselbe Unverstand noch fort und führt zu ähnlichen Ansprüchen und zu ähnlichem, wenn auch minder geräuschvollem Gebaren. Heute ist es das Lesebuch ohne konfessionell kirchlichen Charakter oder auch das Lesebuch ohne scharf ausgeprägte kirchliche Tendenz, das heftig bekämpft wird, während noch unsre Väter, ob katholisch oder evangelisch, arglos aus demselben „Kinderfreund“ lasen. Auch ereifert man sich wieder hier und dort für die alte Praxis die Bibel als Lesebuch in der Schule zu gebrauchen und herabzuwürdigen, als ob nie ein E. v. Rochow gelebt hätte. Es ist wieder dasselbe Wesen wie vor hundert Jahren im nassauischen Fibelkriege, und fast unheimlich laut hallt wieder dasselbe Bauerngeschrei.

Da mag der Schulfreund wohl mit Lessing seufzen: „Laß mich, ewige Vorsehung, nicht verzweifeln an dir, wenn deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen!“ Die Ungeduld nimmt leicht überhand, welche verleitet zu früh Früchte zu suchen auf den Bäumen, die wir pflanzten und pflegen. Leicht fühlen wir uns versucht zu viel zu erwarten von der Schule, solange sie, nicht gesetzlich fundiert, leider noch Gegenstand des heftigsten Parteistreites ist. Den Beweis des Geistes und der Kraft kann sie doch unsern Nachkommen erst liefern, wenn sie in feste Ordnung sich eingelebt und eine Reihe von Jahrzehnten hindurch nach unverrücktem Plan in stillem, ungestörtem Schaffen gearbeitet haben wird.

6. Das Rechnen.

Wohl keinem Unterrichtsfach ist der Weg und das Ziel so bestimmt vorgezeichnet, wie dem Elementar-Rechenunterricht. Man wäre deshalb berechtigt zu erwarten, daß auch in den Leistungen eine große Gleichmäßigkeit zu tage treten werde. Wie verschieden sind aber die Resultate! Wie oft findet sich das Wissen nicht zum Können gefördert und also derjenige Grad von Fertigkeit und Sicherheit im Zahlenwesen nicht erreicht, den das Leben fordert, und der eine Frucht der jahrelang betriebenen Übung sein müßte. Schon manchen Lehrer hat das betrübt und mancher hat, nach den Gründen für diese unwillkommene Erfahrung suchend, die rechte Antwort nicht gefunden. Darum hier einige Fingerzeige!

Im Rechenunterricht soll man rechnen lernen! Das klingt so selbstverständlich, und doch scheinen noch viele Rechenlehrer es nicht zu wissen, oder sind geneigt es zu vergessen, und so manches von den beliebten und in der Schule gearbeiteten Rechenbüchern gibt leider Anleitung dazu, den Satz außer acht zu lassen. Allerlei Künste, Spitzfindigkeiten und Ungeheuerlichkeiten vererben sich von Geschlecht

zu Geschlecht durch all die großen und kleinen, alten und neuen Bücher, wie durch die Lehrergenerationen fort. Da will denn keiner vor dem andern zurückstehen, reiht wohl gar noch sein eignes Fündlein zu den andern, sich zur Freude, der Jugend zur Qual und dem gesunden Menschenverstand zum Ärgernis. Mit einer gewissen Vorliebe plagt sich immer noch die Volksschule mit langen und breiten Zahlen, mit seltsam komplizierten und langatmigen Bruchrechnungen, die es eigentlich gar nicht gibt, dann mit feinen Kursberechnungen und recht vertrackten Fällen großer kaufmännischer Operationen, aber — rechnen, nämlich rasch und sicher einfache Zahlenverhältnisse überschauen und die Fälle richtig beurteilen, wo das Rechnen vor Schaden bewahren kann, dies Rechnen lernt sie nicht und ist auch keine Freud dabei. Zweifellos können und sollen grössere Schüler auch grössere und kompliziertere Aufgaben haben und die gewonnenen Kräfte von Zeit zu Zeit an Schwierigerem erproben. Aber man überschreite nicht die der Volksschule gesteckte Grenze, indem man das Gebiet der höhern Schule oder der Fachschule betritt. Man fragt noch immer zu wenig danach, was diejenigen Stände, deren einzige Bildungsstätte die Volksschule ist, im Leben zu rechnen bekommen, in welchem Kreise also sich ihr Rechnen zu vollziehen hat. Nur wo diese Frage klar beantwortet ist, weiß man auch, wo der Unterricht die Hauptkraft einzusetzen hat, und die gründlichste Übung vonnöten ist. Wo man das aber weiß und danach verfährt, da fehlen auch die Erfolge nicht und da ist Freude bei der Sache.

Die Methode ist ja da. Sie ist vollständig, ist streng durchgeführt; sie imponiert durch ihre Konsequenz, und wehe dem, der an einem System rütteln will, das so wohlgefügt, keine Lücken und Sprünge aufweist! Das Vertrauen darauf ist wohl gerechtfertigt; aber vergeßt im Weiterschreiten die Hauptsache nicht: die Übung in den Elementen! Während man früher geneigt war lediglich den materialen Zweck des Rechnens zu betonen, wohl gar sich auf eine in möglichst vielen Fällen anwendbare Rechnungsweise beschränkte, zeigte, „wie's gemacht wird,“ und dann das gedächtnismässig Erfasste nachmachen und immer wieder üben liefs in unendlichen Variationen, ist man heutzutage geneigt, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen. Aus übergroßem Respekt vor der Methode und auch wohl vor dem größern Pensum, das durch das Dezimalrechnen u. a. bedeutend erweitert ist und erweitert werden mußte, wird das Üben vielfach vernachlässigt und dann alles entschuldigt mit dem Satz, daß der Hauptwert dieser Disziplin in ihrer formal bildenden Seite liege. Soll ich sie noch nennen, die Gebiete, die dabei Schaden leiden?

Zunächst ist es die gründliche Behandlung der Elemente, die, wenn auch nach der Vorschrift der Methode richtig und ohne Übereilung vorgenommen, doch nicht zur vollen Sicherheit und Vertrautheit gedeihen kann, wenn die unausgesetzte, stete Wiederholung fehlt. Damit meine ich nicht das bei allem Rechnen sich vollziehende und also nicht zu umgehende Zurückgreifen in das Zahlengebiet bis 100 und bis 1000, also nicht eine gelegentliche, sondern eine planmässig

betriebene, in keiner Stunde versäumte Wiederholung innerhalb dieses Gebietes. Wahrlich, es wäre sehr viel gewonnen, wenn jeder Rechenlehrer sich überzeugt hätte, wie nötig sie ist und wie sehr wenig Zeit sie eigentlich kostet!

Ferner wird oft die rechte Bekanntschaft mit dem neuen Mafs- und Gewichtssystem noch vermisst, das wohl vorgeführt und gelernt, aber selten mit Sicherheit gehandhabt wird. Anders würde es aussehen, wenn die Lehrer alle bei sich selbst einmal erst die alten Mafse und Gewichte ganz außer Kurs und Gebrauch gesetzt hätten. Wo das noch nicht geschehen ist, da wird im Grunde mit zweierlei Mafs gerechnet und dadurch die Sache sehr erschwert. Hier liegt auch der Grund dafür, daß die Anwendung des uns jetzt überall unentbehrlich gewordenen Rechnens mit Dezimalen noch nicht recht gedeihen will, daß vielmehr das Dezimalrechnen noch wie ein besonderes Kapitel und zwar wie ein besonders schweres und gelehrtes Kapitel für sich wohl nach Vorschrift behandelt, aber nicht fruchtbar gemacht wird.

Ein dritter schwacher Punkt ist die landläufige Trennung des Kopfrechnens und Tafelrechnens, oder des mündlichen und schriftlichen Rechnens, wobei meist das Kopfrechnen zu kurz zu kommen pflegt. Man muß sich wundern, daß dieser Fehler so häufig und nicht etwa nur bei Anfängern zu rügen ist, während doch die (übrigens auch vorgeschriebene) stete Verbindung beider Weisen sich so äußerst anregend und fördernd erweist. Was „im Kopf“ gerechnet werden kann, soll nicht schriftlich gerechnet und jeder Schüler bei jeder Aufgabe

angehalten werden, ohne Tafel und Griffel auszukommen, soweit seine Kräfte reichen, und zu diesen Hilfsmitteln erst da zu greifen, wo sie nötig sind. Griffel und Stift sollen gebraucht, aber nicht mißbraucht werden.

Endlich wird immer noch zu sehr die Anwendung des Gelernten auf die im Verkehrsleben des Bauern, des Handwerkers, des Tagelöhners und Dienstboten wie des kleinen Geschäftsmannes vorkommenden Fälle vermißt. Es ist das freilich zunächst ein Mangel der Rechenbücher, der auch oben schon gerügt wurde. Darum muß gerade hier der „praktische Schulmann“ sich bewähren, nicht dadurch, daß er es sofort unternimmt, ein bessres Rechenbuch herauszugeben, sondern dadurch daß er Fehlendes zu ergänzen, Unnützes durch Besseres zu ersetzen und die Einkleidung der Aufgaben seinen Schülern hier und da anzupassen sucht. Wo dies versäumt wird, da fehlt später den Erwachsenen die Gewohnheit und Übung vorauszuberechnen, wo Nutzen oder Schaden auch in den sogen. Kleinigkeiten des Lebens zu suchen oder zu meiden ist. Da hat man also in der Schule nicht rechnen gelernt. Hierhin gehört auch eine Gattung von Rechenaufgaben, die man ihres sittlichen Wertes wegen „moralische Exempel“ nennen könnte. Sie sollen Anleitung geben in Zahlen zu berechnen und recht zu verstehen, welchen Wert diese oder jene Veranstaltung oder öffentliche Einrichtung hat, welchen Dank ein Kind seinen fürsorgenden Eltern schuldet, welche Erfolge die Sparsamkeit sichert, wie sich treue Arbeit lohnt, wie sich pflichtmäßiges Arbeiten und Dienen von pflichtwidrigem unterscheidet, in welchem Verhältnis Arbeit und Lohn, Einnahmen und Ausgaben

stehen sollen u. dgl. m. Solche Aufgaben haben, ganz abgesehen von der Belehrung, die das Facit an und für sich gibt, und abgesehen auch von der Nutzanwendung oder Moral, welche hier nicht ein bloßes Anhängsel, sondern im eigentlichen Sinne das Resultat der Rechnung selbst ist, auch den großen Vorzug, daß sie die Jugend gewöhnen solche Dinge ziffermässig zu berechnen und damit scharf und ohne Selbsttäuschung ins Auge zu fassen, über die man wohl gelegentlich spricht und moralisiert, die man aber meist unbeziffert und unberechnet läßt. Diese Gewöhnung führt erst zu klarer Einsicht in die realen Verhältnisse des Lebens, in denen sich später der Bürger bewähren soll, also zu richtigem Verständnis und damit zur Beherrschung seiner Lage.

Ich weiß wohl, daß sich von all dem auch in den bessern Rechenbüchern einiges findet, und daß es auch im Unterrichte nicht übergangen wird. Ich weiß auch, daß die Vergesslichkeit jung und alt manchen Streich spielt. Dennoch rettet die Methode und der Nachweis eines lückenlosen und bedächtigen Fortschreitens nach derselben — eines Fortschreitens, das über die Fortschritte leicht täuscht — noch nicht vor dem Vorwurf, daß es am Verweilen bei den Elementen und am Beharren bei dem, was der Volksschule vor allem not thut, und was mit jedem Lehrgang wohl vereinbar sein wird, vielfach fehlt.

Es hat einmal ein geistreicher Mann*) den Volksschullehrern etwa folgende Anerkennung gespendet:

*) K. Gutzkow, «Die Söhne Pestalozzis.»

„Ihr kurzes Wissen ist wie ein handlicher Nachtsack oder ein Plaid auf Reisen zu allem zu gebrauchen, während die großen, gelehrten Herren leicht ein Opfer ihrer schweren Bagage werden.“ Man hat oft genug Gelegenheit, die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt zu hören. Besonders wird dies da der Fall sein, wo die Anwendung der Rechenkunst s. z. s. im Handgebrauch nötig wird, wo es im Laufe des Gesprächs darauf ankommt etwas auszurechnen, wobei dann der rechengewandte Schulmeister rasch bei der Hand ist und die gelehrteren Herren beschämt. Wohlan! Mit dieser Fertigkeit sollen auch die Elementarschüler ausgerüstet werden; ihr kurzes Wissen, das ja noch sehr viel kürzer bleibt als das des Lehrers, sei handlich bequem, immer und überall zu verwenden!

7. Die Realien.

Mit dem Unterricht in den sogen. Realien hat die Volksschule unsrer Tage einen recht schweren Stand. Die einen klagen, daß man sich zu viel damit beschäftige, die andern, daß zu wenig darin geleistet werde. Die Schule ist ja gewohnt, es niemand recht zu machen. Sie gesteht sich aber ihre Fehler ein und weiß, daß gerade auf diesem Gebiete noch viel experimentiert wird und richtige Wege zu festen Zielen erst gefunden werden müssen. Kann es denn aber anders sein?

Unsre Zeit hat, nachdem die letzten Jahrzehnte die menschliche Erkenntnis mehr als sonst Jahrhunderte und Jahrtausende bereichert haben, das Bestreben, diese Erkenntnis zu verbreiten, die gewonnenen Resultate zum Gemeingut zu machen. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß viele sich an diese Aufgabe machten, denen Beruf und Geschick dazu fehlte, und fast scheint es, als ob — wenigstens in Deutschland — die Berufenen sich noch zu vornehm fern hielten.

So sind wir denn noch am Werke der Sichtung und Auseinandersetzung, bei dem es sich um die beiden Fragen handelt: 1. Was ist feststehendes Resultat und was Hypothese? 2. Wieviel von den Resultaten kann und muß Gemeingut aller werden durch den Unter-

richt? Erst wenn diese Fragen beantwortet sind, kann der Schule, welcher das Übermittlungsgeschäft zumeist obliegt, ihre Aufgabe auf diesem Gebiet bestimmt und fest umgrenzt zugewiesen werden. Bis dahin aber hat sie nicht müßig zu warten, sondern mit Fleiß, soviel und so gut sie kann, ihr Werk des erziehenden Unterrichts auch auf diesem Felde zu treiben.

Über die Methode, die sie dabei zu befolgen hat, kann sie eigentlich nicht zweifelhaft sein. Sie wird ganz denselben Weg einzuschlagen haben, auf dem die von ihr zu erwartenden Resultate der Forschung gewonnen sind, den Weg der Induktion. Vom konkreten Falle also, von der Sache, vom Experiment ist auszugehen, Ähnliches zusammenzustellen, das Gemeinsame darin zu suchen und herauszustellen. Da aber ein einziger Vorgang, ein Experiment nicht genügt, das Naturgesetz darin zu erkennen, so bedarf es vieler gleichartiger Experimente. Dann gilt es andre Beispiele aus der Erfahrung aufzusuchen. Das empirisch Erkannte führt dann zum Satz, der Satz zu den Folgerungen. Vor dem Vortrag aber, der nicht auf Thatsachen hinweist und an sie anknüpft, kann nicht genug gewarnt werden. Das ist der Weg, der zur Irre führt, zur dünnen Heide.

Es kann nicht befremden, daß der Lehrer, der selbst jenen einzig richtigen Weg nicht geführt worden ist, der wohl, von den neuen Forderungen seiner Behörde überrascht, aus handlichen Büchern und Leitfäden sich dürftigen Rat holen mußte, den Weg nicht leicht selbst findet und ihn wohl für einen Umweg hält. Hier, und hier ganz besonders, hat daher die

Belehrung der sachverständigen und erfahrenen Vorgesetzten einzutreten, Versäumtes nachzuholen, auf Verfehltes hinzuweisen.

Sehen lernen — das scheint so einfach, fast überflüssig und ist so wichtig und schwierig. Die unermüdlichen Fragen „Wie? Warum?“ etc., welche Kinder eines gewissen Alters mit den großen schaubegierigen Augen an uns zu richten pflegen, zeigen uns den Weg, wenn wir nur Ohren haben zu hören. Sie stoßen uns mit der Nase auf den „obersten Grundsatz allen Unterrichts“, wenn wir sie nämlich nicht so hoch tragen, daß wir über das Naheliegende stolpern. Solche oft gar unwillkommene Fragen zeigen uns Alten aber auch zu unsrer Beschämung, wie schlecht wir zu antworten wissen und manchmal gleich Schulbuben uns herausreden müssen, weil wir den Dingen unsres Erfahrungs- und Beobachtungskreises zu wenig Aufmerksamkeit gegönnt, also selbst zu wenig gesehen oder angeschaut haben.

In diesem „Warum? und Weil?“ vollzieht sich der erste Kursus allen Unterrichts in den Realien, der mithin den Eltern zufällt. Auf die Frage also, wann er zu beginnen habe, wird die Antwort lauten: in der Kinderstube mit dem ersten Warum. In der Schule erkennt man dann leicht die Kinder, welche das Glück hatten, nicht immer vergebens zu fragen und als lästige Frager abgewiesen zu werden. Hier setzt der Lehrer den Unterricht fort und nennt ihn Anschauungsunterricht. Wenn dann die Sache auch wirklich ihrem

Namen entspricht, so ist sie in guten Händen. Denn auf das Schauen kommt es an, von welchem dann zum Vorstellen und zum Begreifen hinzuführen ist. Auf der Mittel- und Oberstufe der Volksschule sondert sich dann dieser Elementarkursus nach den verschiedenen Disziplinen, der Geographie und der Naturkunde, die, wenn auch getrennt behandelt, ihre Verwandtschaft nie verleugnen dürfen, also in steter Beziehung zu einander bleiben müssen. Wie nahe liegt es aber aus der physischen Welt den Blick zu erheben in die ethische Welt, aus dem Sinnlichen zum Übersinnlichen eine Perspektive zu eröffnen! Wie viel Verbildung gehört schon dazu, dies zu verkennen! Wie viel Verkehrtheit und Oberflächlichkeit es zu versäumen!

8. Der Geschichtsunterricht.

„Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung in langem Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsre Dankbarkeit rauben: kostbare, teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und wer unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann! Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen und an diese unvergängliche Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen!“

Besser als in diesen goldenen Worten, mit denen einst Schiller seine Geschichtsvorlesungen an der

Universität Jena einleitete, läßt sich die Aufgabe des Geschichtsunterrichts wohl nicht darstellen. Sie sind an die Zuhörer einer Hochschule gerichtet, und passen doch für die Volksschule nicht minder. Nur das Maß ist verschieden und das Lehrverfahren; der Geist und Zweck des Unterrichts ist derselbe bei groß und klein, bei Gelehrten und Ungelehrten. Wer das bestreitet, der kennt die Schule nicht und nicht die Macht einer schlicht ausgesprochenen Überzeugung auf jugendliche Gemüter; oder er hat selbst keinen Hauch verspürt von diesem Geiste, der einst Großes schuf und Großes noch pflegen und schaffen soll. Sich eins wissen mit der Gesamtheit, das Vorhandene verstehen als ein Gewordenes, dankbar erkennen die Arbeit und die Opfer der Väter und Vorväter, das ist's. Auf diesem Boden erwächst dann Patriotismus und Bürgertugend von selbst, kräftig und natürlich, auch ohne die Treibhauspflege, die man in unsern Tagen so oft empfiehlt und anwendet. Freilich ist es leichter und gehört sehr viel weniger dazu von Zeit zu Zeit eine sogen. patriotische Ansprache loszulassen und ein Lied dazu zu intonieren, mit dem sich aufwarten läßt, wenn's verlangt wird, im Geschichtsunterricht aber dann das Buch reden lassen, trocken und langweilig die Thatsachen mit den Namen angeben und lernen lassen, die der Lehrplan nun einmal vorschreibt. Solchen Betrug und Verrat begehen aber leider noch viele an dem jungen Geschlecht; und, die es so treiben, sind dieselben, die den vorgeschriebenen Lehrplan kritisierend immer behaupten die Volksschule habe keine Zeit für Geschichtsunterricht. Man sollte doch

meinen, daß es wenigstens den Lehrern, welche die Ereignisse einer großen Zeit selbst miterlebt haben, nicht schwer fallen könnte „zu zeugen von dem, was sie gesehen und gehört haben,“ im Geiste und mit der Begeisterung Schillers die Geschichte auch in der Volksschule zu lehren.

Im Geschichtsunterricht der Volksschule dies Ziel zu erreichen kann aber nur bei einer weisen Auswahl des Stoffs gelingen. Der Volksschullehrer wird, wie er im geographischen Unterricht, die Heimat zunächst berücksichtigend, zur Schulthüre hinaus auf den nächsten Pfaden und Straßen über die Berge des Horizonts hinüberführt, das dem Auge sichtbare Gebiet durch Umschau verstehen lehrt und von dort aus Provinz, Land und Länder verständlich macht, so auch im Geschichtsunterricht das Nahe nicht über dem Fernen versäumen dürfen, wenn auch dem räumlich Nahen das zeitlich Nahe nicht immer entspricht. Er wird also die breite Heerstraße, welche das Handbuch führt, vielfach verlassen und die Geschichte der engern Heimat bevorzugen, also Lokal- und Provinzial- oder Territorialgeschichte treiben müssen. Mit besondrer Teilnahme wird die Jugend der Erzählung lauschen, wenn es sich um bekannte Orte und Gegenden, um Zeiten und Zustände handelt, deren Erinnerung noch fortlebt in der Gegenwart, indem die Alten am Familientisch, am Herde oder bei der Dorflinde ihrer zuweilen erwähnen, wenn sie alter Zeiten gedenken und dabei wieder auf die Rede ihrer Väter und Großväter sich berufen. Wer auf diesen Burgen gehaust und in jenen Klöstern gesessen, die jetzt verödet liegen, wie-

viel Segen oder Unsegen von jenen Mauern ausgegangen, wie es zur Franzosenzeit und vor der Franzosenzeit herging, welche Schicksale die Gegend gehabt, wie sie die Herren gewechselt hat, deren Spuren noch erkennbar sind, wie der Bezirk, die Provinz sich geschichtlich zusammensetzte — das alles ist wichtig, aber die landläufigen Leitfäden enthalten wenig davon. Erst diese Kunde aus vergangenen Tagen erklärt manche Zustände und Einrichtungen, Gebräuche und Beziehungen unsrer Zeit, lehrt die Gegenwart in der Vergangenheit erkennen und lieben, aus kleinem Kreise Verständnis für gröfsre Verhältnisse gewinnen.

Dagegen wird im Geschichtsunterricht bei der Überfülle des Stoffes mancherlei auszuscheiden sein, was als unnützer Ballast herkömmlich noch mitgeschleppt wird. Dahin dürften wenigstens für Westdeutschland die ältesten brandenburgischen Regentenreihen der Markgrafenzeit gehören. Offenbar ist für uns dies Gebiet minder wichtig und für die Volksschule unergiebiger als die heimische Provinzialgeschichte. Auch in dieser Hinsicht wäre es ein grofser Segen, wenn wir endlich mit Geschick und weiser Vorsicht zusammengestellte provinzielle Lesebücher überall hätten, die diese Seite des Unterrichts ganz besonders berücksichtigen könnten und müßten, während dies von den andern Lesebüchern nicht zu erwarten ist, deren Verbreitungskreis ein fast zufälliger, vielfach von der Spekulation des Verlegers und den guten Beziehungen des Herausgebers abhängiger ist und sein muß.

9. Das Zeichnen.

Bei Schulprüfungen und dergleichen festlichen Gelegenheiten, wo die bescheidne Schwelle der Volksschule von allerlei Gästen betreten wird, pflegen neben andern Heften auch die Zeichenhefte zur Ansicht auszuliegen. Da geschieht es denn nicht selten, daß der fremde Besuch, während der Lehrer examinierend mit der Klasse beschäftigt ist, nach diesen Heften greift, sie kritisch durchmustert und sich — nicht immer leise — in Bemerkungen ergeht, die für Lehrer und Schüler wenig schmeichelhaft sind. Schon das Lächeln, das sie begleitet, ist dem Lehrer verständlich genug und hat wenig Ermutigendes.

Ein andres Bild: Dieselben Herren Eltern — es können auch andre sein — werden zu hause von ihren Kleinen gequält: „Papa, mal mir ein Pferd! Mama, zeichne mir eine Katze!“ Das Verlangen wird nach Kräften erfüllt; aber — wie ärgerlich! — die Kinder erklären das Pferd für einen Esel, die Katze für einen Hund oder ein Kalb. Und das Schlimmste ist, daß sie recht haben.

Aus diesen beiden Erfahrungen, die den meisten Lehrern und Eltern nicht fremd sein werden, folgt zweierlei: 1) daß die sehr bescheidnen Ergebnisse des Zeichenunterrichts in der Volksschule selten gewürdigt werden, weil ein Laie immer den fremden Maßstab

des Künstlerischen mitbringt, der hier gar keine Berechtigung hat, und 2) daß selbst nicht ganz ungeschickte Hände ohne besondere Übung und zeichnerische Vorbildung die geläufigsten Formen nicht einmal erkennbar wiedergeben können, weil es am scharfen Auffassen des Charakteristischen fehlt.

Diesem allgemeinen und großen Mangel sucht der neuerdings auch für die Volksschule obligatorisch gewordene Zeichenunterricht einigermaßen abzuhelpen. Niemand verhehlt sich, daß die schwarz auf weiß fixierten Resultate desselben immer bescheiden ausfallen werden. Man geht aber von der Überzeugung aus, daß nur, wer gegebne Formen zeichnend nachzubilden versucht, sie recht sehen und erfassen lernt, also durch Zeichnen zu scharfem Beobachten geführt wird, und daß, wer dies unter guter Anleitung beizeiten übt, einen Sinn mehr habe, als solche, die nur das Organ dazu im Kopfe tragen. Das ist neben dem praktischen Nutzen, den das Zeichnen unfehlbar hat, und neben der Bildung des Geschmacks der große Segen, den diese Disziplin uns bringen kann und bei fortgesetzter Pflege auch bringen wird.

Über die Bedeutung dieses Fachs kann man nichts Besseres sagen, als was sich in einem Aufsatze von R. Schöne, dem jetzigen General-Direktor der Königl. Museen in Berlin ausgesprochen findet*). Zur Ermutigung für die einen, zur Belehrung für die andern möge demselben hier folgende Stelle entnommen werden:

*) „Der Zeichenunterricht der Volksschule,“ 41. Jahrgang der Preuß. Jahrbücher.

„Das Wenige, was der Zeichenunterricht der Volksschule zu leisten vermag, wird viel, wenn wir an die Zahl derer gedenken, für die es geleistet wird. Auf den Bänken der preussischen Volksschule sitzen etwa 4 Millionen Kinder. Hütet man sich das Gute durch das Befsre zu verderben und hält man sich innerhalb der durch die Natur der Volksschule gebieterisch vorgeschriebenen Grenzen, so kann eine bescheidne, aber sichere Übung des Auges und der Hand von diesen Millionen Kindern allen und ausnahmslos gewonnen werden. Einsicht und Fertigkeiten haben ihre Bedeutung zu einem Teil in der Kraft und Tiefe, die sie beim Einzelnen erreichen; aber eben so sehr auf der andern Seite in der Zahl derer, die sie teilen. Bei Tausenden mögen jene Fertigkeiten wieder verkümmern, bei Tausenden werden sie lebendig bleiben und fortwirken, ihnen die Möglichkeit der Fortbildung deutlich, das Bedürfnis der Fortbildung fühlbar machen.“

Über Mittel und Methode wird noch lebhaft verhandelt, mit Hingebung experimentiert und mit Eifer gestritten, so daß man die Zuversicht haben kann, daß das Rechte sich bald herausstellen und Geltung verschaffen werde. Soviel ist schon erreicht, daß an Stelle der alten Kopiermethode, bei der jeder einzelne Schüler mit seiner Vorlage beschäftigt ist und der Lehrer überall nötig wäre, aber fast überall fehlt, der Klassen- oder Massenunterricht für allein zulässig gilt. Darunter verstehen wir ein Verfahren, bei dem alle Schüler der Klasse gleichzeitig mit derselben Aufgabe beschäftigt sind, so daß jede Anweisung wie jede Korrektur, die der Lehrer gibt, der Gesamtheit zu gute kommt.

Zwei weitem Forderungen aber wäre noch dieselbe allgemeine Anerkennung zu wünschen. Ungeduldiges Drängen nach präsentabeln Resultaten verleitet vielfach auch über das erste Stadium hinaus noch mechanische Hilfsmittel beim Zeichnen zu gestatten, während doch nur ein ganz freies Handzeichnen Wert und Erfolg hat. Dieses aber läßt sich auch in der Volksschule — immer vorausgesetzt, daß der Lehrer seine Sache versteht — bis zur Nachbildung körperlicher Gegenstände fördern. Dann ist aber auch das andre unerläßlich, daß nämlich schon auf der Unterstufe mit diesem Unterricht begonnen werde, was für die Gewöhnung des Auges und der Hand von größter Wichtigkeit ist.*)

*) Verfasser hat es sich auf der Tribüne des deutschen Reichstags vorwerfen lassen müssen, daß er in einem Amt, wo keine Instruktion ihn band und die Umstände dies ermöglichten, den Zeichenunterricht bei allen sechsjährigen Schülern einer volkreichen Industriestadt einführte. Die Erfolge rechtfertigten aber den Versuch durchaus. Auch beweisen viele Kindergärten, was die Kleinen bei guter Anleitung vermögen. Die Quadrate, in denen sich die ersten Versuche bewegen, sind freilich nicht nach jedermanns Geschmack. Ein kunst- und sachverständiger Franzose urteilte damals über die ihm neue „deutsche Methode“ des Netzzeichnens, indem er kopfschüttelnd die Quadrate betrachtete: „On voit bien, que cela provient d'une tête carrée.“

10. Die Handarbeiten.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, wie sehr man heutzutage geneigt ist die Wirkungen der Schule zu überschätzen und für alle Krankheitserscheinungen im Volksleben unsrer Zeit die Schule verantwortlich zu machen, was dann wieder dazu verleitet ihr immer neue Experimente zuzumuten. Von allen Verdiensten der heutigen Pädagogik ist das fast das größte und beweist am besten ihre Gediegenheit und Tüchtigkeit, daß sie sich im allgemeinen ablehnend verhält gegen alle diese Zumutungen. Zu solchen gehört auch die Aufnahme des Handarbeitunterrichts für Knaben oder der sogen. Handfertigungsübungen in den Organismus der Schule. Mit einer gewissen Unbescheidenheit und Zudringlichkeit hören wir den fremden Gast an die Schulthüre klopfen und Einlaß begehren. Ermutigend scheinen doch die Studien, welche die Vertreter unsrer Schule in Skandinavien gemacht haben, ebensowenig ausgefallen zu sein wie die Versuche, die man in größerm Maßstab auf deutschem Boden angestellt hat.

Man darf aber wohl voraussetzen, daß eine Sache, die so zahlreiche und überaus eifrige Fürsprecher, wenn auch weniger unter den Schulmännern als unter den Schulfreunden gefunden hat, irgend eine Berech-

tigung haben müsse und also geprüft zu werden verdiene. Welches ist nun der berechtigte Kern? Ist es ein wirkliches Bedürfnis, dem man abhelfen will? Und — wenn dies — wie ist demselben ohne Schädigung des Ganzen zu entsprechen?

Nicht erst seit Klausen-Kaas, auch nicht erst seit Fröbel, sondern schon seit Comenius ist es anerkannt und von Pestalozzi wieder nachdrücklich gefordert, daß die Handarbeit eine nützliche Ergänzung des Schulunterrichts darstelle. Neu ist nur der Anspruch, daß sich die Schule in die Dienste des Handwerks zu stellen und verschiedene Arten der Handwerkerei in ihren Rahmen aufzunehmen habe. Diese Forderung muß im Interesse der Schule mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden, auch abgesehen von der Zweifelhaftheit der für das Handwerk dabei vielleicht zu gewinnenden Resultate. Mit noch größrem Recht könnte der Bauer die Pflege der Landwirtschaft von der Schule fordern, die er zweifellos am liebsten so gewährt sähe, daß die Halbtagschule als normale Einrichtung anerkannt und ihm die schulpflichtige Jugend zu recht ausgiebiger Verwendung in Feld, Hof und Stall überlassen würde. Haben wir es doch kürzlich erst erlebt, daß die Landwirte in Ostpreußen eifrig für Wiedereinführung des Halbtagsunterrichts agitierten, damit sie billige Hirten, Handlanger und Arbeiter zur Hand hätten. Glücklicherweise sind die Aussichten gering, daß die deutsche Schule sich je zu diesem Selbstmord entschließen werde.

In einem Punkte aber, und das wird wohl der wesentlichste sein, sind wir mit den Freunden der

Handarbeit einverstanden. Wir halten es für wünschenswert und auch für erreichbar, daß die manuelle Fertigkeit in der Schule mehr Pflege finde als bisher. Ausführbar erscheint dies aber nur, wenn diese Manipulationen sich ganz in den Dienst der Schule stellen und ihre Ziele fördern helfen.

Abzuweisen wäre demnach die Indienststellung der Schule an das Handwerk und jede Art von Handwerkserei in der Schule. Mögen Waisenhäuser und andre Internate derartiges pflegen, mag außerhalb der Schule und der Schulzeit die Vereinsthätigkeit sich je nach den Bedürfnissen des Orts der Sache annehmen: die Volksschule ist nicht der Ort dafür. Dagegen mag sie dankbar die Dienste dieser Bestrebungen annehmen zur Förderung der Unterrichtszwecke selbst.

Es gibt der Mittel zur Darstellung und Selbstbethätigung des Gelernten, welche durch ihre Anwendung selbst zum Befestigen, Vertiefen und Korrigieren des Gelernten wesentlich helfen, noch mancherlei, Reproduktionsmittel, die man über allem Bücherlernen zu vernachlässigen pflegt, während sich doch für sie überall, wenn auch nicht in gleichem Maße, Raum finden ließe.

Von allem, was gelernt wird, pflegt man in der Schule mündliche oder schriftliche Rechenschaft zu fordern um sich der Erfolge des Unterrichts zu versichern und zugleich das Wissen zu befestigen. Es wird also reproduziert, und in dem Maße als dies gelingt, verdient die Klasse oder der einzelne Schüler Anerkennung. Das ist gut und bleibe so; denn die mündliche oder schriftliche Wiedergabe bietet nicht nur einen richtigen Maßstab, sondern ist auch an und für

sich eine förderliche Übung im Denken, Reden und Schreiben. Es gibt aber noch andre Reproduktionsmittel. Für einige Disziplinen bietet die Darstellung vermittels Handfertigkeit ein weiteres und in mancher Hinsicht besseres Mittel der Verarbeitung und Befestigung, immer aber ein den Schülern sehr willkommenes, da die Abwechslung von Kopf- und Handarbeit, sowie die Anwendung des Gelernten in der Praxis, s. z. s. die Verkörperung der neuen Gedanken erfreuen muß.

Dem Zeichenunterricht, dem erst neuerdings ein Plätzchen in der Volksschule gegönnt ist, wird bestimmungsmäßig bereits durch die vorgeschriebene Verbindung mit dem geometrischen Unterricht eine solche Helferrolle zugewiesen. Das Zeichnen bietet aber auch für andre Fächer ein vortreffliches Mittel der Darstellung des Gelernten, worauf später hinzuweisen sein wird.

Gehn wir kurz die Fächer durch, welche einer Beihilfe seitens der Handfertigkeiten bedürfen oder doch fähig sind, bei denen also durch die eine oder andre Art von manueller Thätigkeit oder Darstellung die Sicherheit und Richtigkeit des Erfassten kontrolliert, die Beobachtung geschärft, das Urteil geübt wird. Dabei beschränken wir uns auf das Gebiet des Volksschulunterrichts. Die höhern Schulen sind in jeder Hinsicht besser gestellt; sie könnten daher auch in diesem Stück weit mehr leisten, wobei sie — nebenbei bemerkt — auch den landläufigen Klagen der Überbürdung aufs wirksamste begegnen möchten.

Der Rechenunterricht ist ein Fach, das auf allen Stufen Gelegenheit zur Selbstbethätigung der

Schüler bietet und davon reichlichen Nutzen ziehen müßte. Wir haben Kugeln, Stäbchen und andre Veranschaulichungsmittel, die zum Verständnis der abstrakten Zahlenbegriffe sowie der Zahlenverhältnisse hinführen sollen. Sie thun ihre Dienste aber nur da recht, wo nicht der Lehrer allein damit operiert und den Kindern das Zusehen überläßt. Sie müssen fleißig von den Kindern selbst zusammengestellt, gruppiert, geteilt werden. Dann gibt es Blätter zu falten und zu teilen, Stäbchen, Äpfel oder dergl. zu zerlegen um in die Bruchrechnung einzuführen. Später hat der Maßstab, Zirkel und Stift in Funktion zu treten zur Kontrollierung und Darstellung von Maßverhältnissen. Bei all dem wird sich der Nutzen des Verfahrens um so mehr herausstellen, je mehr der Lehrer auf solche Mittel sinnt und die Kinderhände selbst in Bewegung zu setzen versteht.

An das Rechnen schließt sich die Geometrie. Da sie es mit Raumgrößen zu thun hat, welche äußerlich darstellbar sind, so tritt hier die Handfertigkeit mehr noch in ihr Recht. Demnach wird es dabei der Handarbeiten eine Fülle geben, die hier nicht alle aufzählen sind, da es nicht Absicht ist einen Lehrplan aufzustellen. Dem Falten, Teilen, Messen und Zeichnen der Flächen folgt das Messen und Zeichnen von Körpern. Körper werden ausgeschnitten, wozu Steckrüben das billigste Material liefern, dann werden sie aus Pappe oder steifem Papier gefertigt, als Drahtmodell dargestellt, auch in Thon, Kitt oder Wachs geformt. Allerdings wird sich ein großer Teil dieser Arbeiten nicht gemeinsam in der Schulstunde ausführen lassen. Wo

aber die Anleitung gegeben und der Schaffenstrieb geweckt ist, da wird auf diesem Gebiet der häusliche Fleiß am wenigsten vermisst werden. Sind erst einmal im Pappen oder im Modellieren die ersten Schwierigkeiten überwunden, so finden sich immer neue Aufgaben, an denen mit immer neuer Lust die Geschicklichkeit sich versuchen möchte.

Der Unterricht in der Naturkunde gibt Gelegenheit zu eifrigem Sammeln, Präparieren und Ordnen von Naturgegenständen, deren Grundformen auch zeichnend darzustellen sind. Besonders glücklich gestaltet sich dieser Unterricht, wo ein Schulgarten oder eine Baumschule Gelegenheit zu mannigfaltiger Arbeit bietet. Wo es daran fehlt — und das ist ja leider die Regel — da kann eine Ecke im Schulhof, ein wohlbesetztes Blumengestelle und dgl. auch mit Nutzen gebraucht werden.

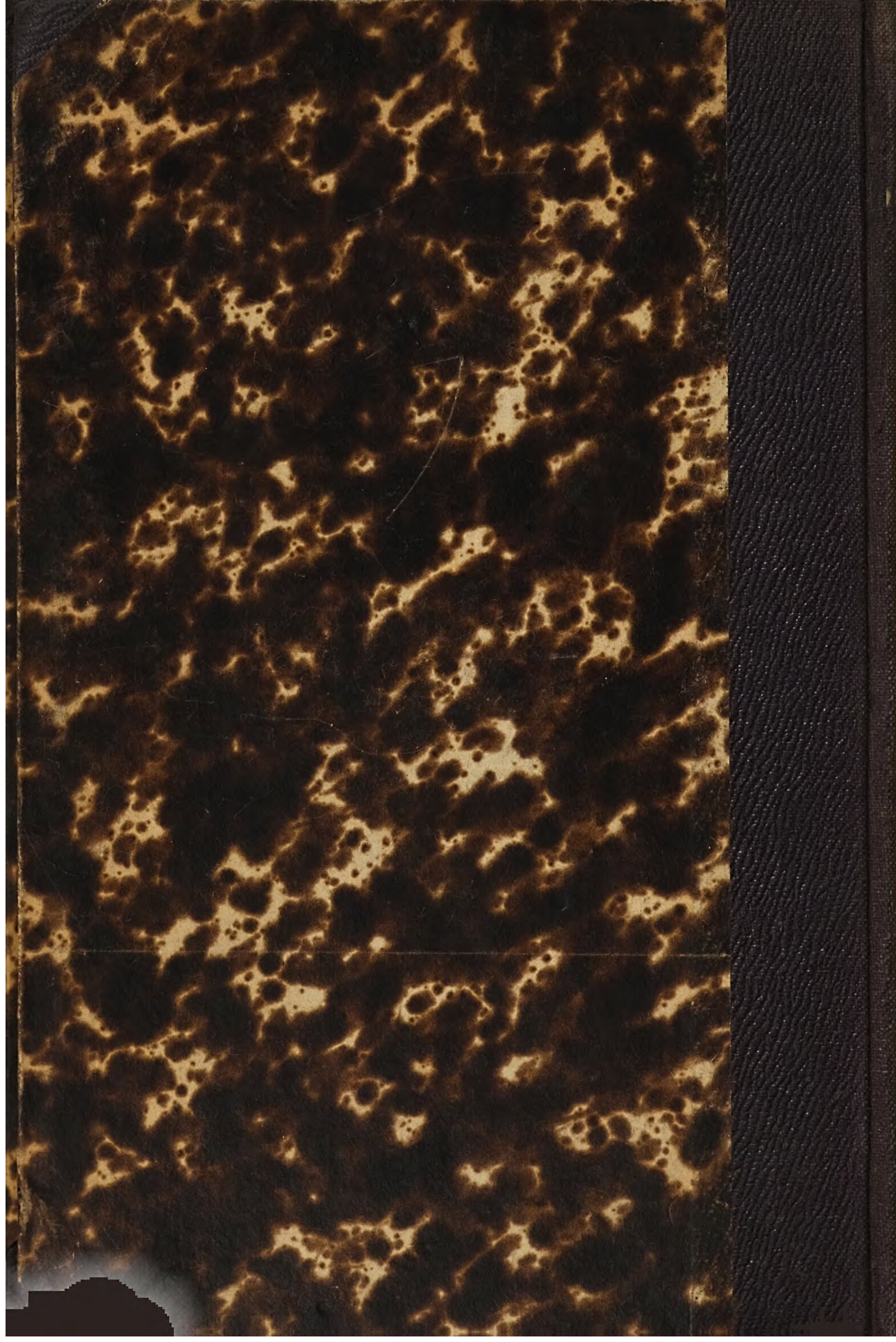
Aller Physikunterricht wird ohne Experiment wertlos und tot bleiben. Wo aber experimentiert wird, da läßt sich auch die Anleitung dazu und die Anregung zur Herstellung der einfachsten Apparate geben. Diese aber ist, richtig geleitet, die beste Repetition und führt zu immer neuen und interessanten Versuchen. Auch hier hat nur der Geschickte Erfolge und tritt ebenfalls das Messen, Zeichnen und Rechnen helfend hinzu.

Am meisten endlich wird der geographische Unterricht die Handfertigkeit in Anspruch nehmen und dadurch fruchtbar gemacht werden. Schon die Heimatkunde hat mit dem Messen und Zeichnen der nächsten Umgebung zu beginnen und dasselbe fortzusetzen bis zur kartographischen Darstellung. Soll aber die Anschauung recht lebendig werden, so muß die körper-

liche, wenn auch noch so einfache Darstellung zu Hilfe genommen werden. Sand, Thon, Gips oder Wachs sind das Material dazu, und einige Farbe erhöht die Freude am Werk. So werden zunächst die Begriffe: Hügel, Berg, Thal, Fluß zur Anschauung gebracht, dann allmählich ganze Reliefkarten zusammengesetzt. Mögen dieselben für sonst niemand Wert haben und sich wie ein spielerischer Zeitvertreib ausnehmen, den einen großen Nutzen wird doch die Arbeit dem Verfertiger bringen, daß er ein Kartenbild verstehen oder Karten lesen lernt. Diese Kunst aber ist ganz unglaublich wenigen unter den sogen. Gebildeten geläufig, welche sich mit Karten abzugeben pflegen, die ihnen doch immer nur ein Register von Namen bleiben.

Aber wie soll zu dem allen die Zeit gefunden werden? und wer soll die Kosten bestreiten? so höre ich einwenden. Es mag hier und da, namentlich aber im Geographieunterricht bei dem oben empfohlenen Verfahren mehr Zeit gebraucht werden, als wenn nur aus Büchern gelernt wird, mithin mag also dasselbe Lehrziel schwer zu erreichen sein. Dieser Nachteil aber ist doch nur ein scheinbarer, wenn dafür desto intensiver gelernt wird. Die Kosten aber werden sich, wenn das Material im großen beschafft wird, als recht unbedeutend erweisen und keinesfalls die für die weiblichen Handarbeiten bereits geforderten und geleisteten Aufwendungen übertreffen.

.....
Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.
.....



Voigt, Theodor

Aus der Schule pädagogische Skizzen

Bielefeld und Leipzig 1884

Paed.th. 6046

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11871097-2